



J. J. Brunner, 1806 - 1879

J.J. Brunner, Tagebuch

Vorwort

Nur wenigen Gemeinden ist es vergönnt, einen Chronisten zu besitzen, welcher im vorigen Jahrhundert über das lokale und regionale Geschehen getreulich Bericht erstattet hat. Ohne Auftrag, einzig aus einem echten Herzensbedürfnis heraus, erfüllte Johann Jakob Brunner (1806 - 1879) diese Aufgabe für sein geliebtes "Tägerschen". In seiner Lebensgeschichte und ab 1844 in seinem Tagebuch zeichnet er über sieben Jahrzehnte hinweg alles auf, was ihn erfreut, bewegt oder schwer getroffen hat: den Dorfbrand, seine Schul- und Konfirmandenzeit, die drückende Arbeit des Handwebers, Brautschau und Familiengründung, sein Ankämpfen gegen eine heimtückische Krankheit und gegen den Tod seiner Liebsten, die Sorgen des Witwerstandes, die Teuerung der Lebensmittel und die Unbilden der Witterung.

Gleichsam als ein Nachfahre Ulrich Bräkers hält er in seinen Tagebuch-Einträgen fest, was er an politischen Wirren, an kirchlichen und schulischen Auseinandersetzungen, an Vereinsfestivitäten, vorab bei kantonalen und eidgenössischen Schützenfesten, die er als "Schiibezeiger Brunner" aus allernächster Nähe erlebte, bis in die Siebziger Jahre erfahren hat. Wir erhalten Einblick in seine Fusswanderungen ins Rheintal, an den Bodensee bis Konstanz, wo er dem Guss unserer Kirchenglocken beiwohnt, er führt uns zu den Bourbaki-Soldaten in Herisau, auf eine Fahrt mit der ersten Eisenbahn der Linie Wil-Nesslau. Die letzten Eintragungen handeln vom Hin und Her des Bauvorhabens einer evangelischen Kirche. 25 Jahre diente er der Schule als Aktuar und schrieb, ebenfalls aus freien Stücken, die erste Schulgeschichte. Es wäre schlecht bestellt um die Annalen unserer Dorfgeschichte, könnten wir nicht dankbar zurückgreifen auf diesen kostbaren Schatz an Erinnerungen und Beschreibungen, die uns der zeitlebens geplagte, aber aufmerksam beobachtende und überlegende Handweber Brunner, wohnhaft in der "Mühle", hinterlassen hat.

Frau Adèle Eschmann, eine Urenkelin Johann Jakob Brunners, hat die sich in ihrem Besitz befindlichen Originale in grosszügiger Weise dem Schulratspräsidenten zuhanden der Öffentlichkeit übergeben. Die Herren Hanspeter Indermaur, Reallehrer, und Alfred Schmucki, Sekundarlehrer, haben die in Fraktur-Handschrift niedergelegten Aufzeichnungen gesichtet und in Maschinenschrift übertragen. Die Sekretärin der Berufsberatung Untertoggenburg, Frau Trudi Huber, besorgte die Reinschrift. Mit freundlicher Bewilligung von Herrn Rudolf Frei-Bürge, Fabrikant, hat Herr Ralph Altherr den Offsetdruck ausgeführt, während Herr Rolf Zellweger, Buchbinderei und Kartonagefabrik, den Einband übernahm. Im weiteren haben Leistungen aus dem Fonds Otto Grauer-Zähler und Zuwendungen des Verkehrsvereins Degersheim, der Kantonalbank Degersheim und der Raiffeisenkasse Wolfertswil die Herausgabe der vorliegenden Schrift ermöglicht.

Frau Adèle Eschmann und allen Personen und Institutionen, welche den Druck gefördert und realisiert haben, sei ganz herzlich gedankt.

9113 Degersheim, 1. September 1980

Heinrich Schlegel-Lehner
Schulratspräsident

V o r w o r t zur 2. Auflage

Die Herausgeber freuen sich, dass die Lebensgeschichte und das Tagebuch J.J. Brunners auf grosses Interesse gestossen sind. Der Unterzeichnete hat nach seinem Rücktritt aus dem Schulrat das Vermächtnis Adèle Eschmanns (siehe Vorwort zur 1. Auflage) dem Verkehrsverein Degersheim, Präsident Peter Giger-Schenker, übergeben mit der Bitte, eine zweite Auflage vorzubereiten.

Im Auftrag des Verkehrsvereins besorgte Ralph Altherr den neuen Satz, Hanspeter Indermaur und Alfred Schmucki übernahmen das Lektorat, Hansruedi Wittmer verantwortete Druck und Einband, während Peter Giger sich um die Finanzierung bemühte.

Nachdem die erste Auflage seit Jahren vergriffen ist, kann nun allen Interessenten, insbesondere auch den neu Zugezogenen und den Heimweh-Tägerschern gedient werden. Mögen Sie, liebe Leser, im Rückblick auf die Bedrängnisse und Freuden Brunners im 19. Jahrhundert die "gute alte Zeit" verstehen und das Gute in unserer Zeit erkennen. Mir bleibt allen, welche an dieser neuen Auflage mitgewirkt haben, von Herzen zu danken.

9113 Degersheim, 12. April 1997

Heinrich Schlegel-Lehner

Vorwort von J. J. Brunner

Allererst muss ich jedermann, dem diese Blätter früher oder später zu Gesichte kommen sollten, um ein billiges und nachsichtiges Urteil bitten, denn dieselben sind von keinem Gelehrten, sondern von einem einfältigen Mann geschrieben worden. Daher werden sich ohne Zweifel viele Orthographie- und andere Fehler finden lassen. Auch ist in denselben nicht viel Interessantes enthalten, aber doch manches, das nicht jedermann erfahren hat, und das ich niemandem (selbst dem erklärtesten Feinde nicht) zu erfahren wünsche.

Was mich bewog, diese meine Lebensgeschichte dem Papier zu übergeben, ist nur folgender Grund: Anno 1843 hatte ich so manches Bittere zu ertragen, auch meinen Kindern wurde eine unheilbare Wunde geschlagen, deren Schmerz und Nachteile sie ihrer Kindheit wegen weder zu fühlen noch zu ahnen vermochten. Meine einzige Absicht war, ihnen in reiferem Alter am Beispiel meines Schicksals die wunderbaren Fügungen der Vorsehung anschaulich zu machen und sie zu ermuntern, unter allen Stürmen des Lebens sich getrost dem Willen Gottes zu unterwerfen. Und wenn ich in spätern Zeiten dieselben fröhlich und wohlgenut ihre Wege wandeln sehe, so ist mein Zweck vollkommen erreicht, und die Stunden, die mit diesem Schreiben zugebracht worden sind, werde ich zu den glücklichsten meines Lebens zählen.

Noch muss ich beifügen (was ohne Prophetengaben leicht vorauszusehen ist), dass ich in meiner Erzählung bald zu viel vorwärts oder aber auch rückwärts kommen werde, was aber dem Ganzen keinen Nachteil geben wird, was ich mir, als einem Ungelehrten, ebenfalls zu entschuldigen bitte.

Im übrigen werde ich die Sache ohne Rücksicht auf mich selbst, wie sie ist und war, so gut ich mir die Vergangenheit ins Gedächtnis bringe oder vorhandene Schriften meinem Gedächtnis nachhelfen, der Wahrheit getreu niederschreiben, um mich jederzeit auf das Zeugnis der mit den Umständen näher Vertrauten berufen zu dürfen. Allfällig weiter Nötiges wird der Zeit hier zu melden vorbehalten (Anm.: ... möchte ich nicht jetzt beifügen), aber es soll in meiner Geschichte selbst je nach Umständen etwa ein "Notabene" beigefügt werden.

Degersheim, im August 1843

der Verfasser: J. J. Brunner

1. Abschnitt

MEINE GEBURT, KINDHEIT UND SCHULJAHRE

Ich, der Obgenannte, war das jüngste Kind meiner nun in Gott ruhenden Eltern H. Konrad Brunner und Anna Katharina Herrensperger und wurde geboren im Dorfe Degersheim und durch die heilige Taufe in den Bund der christlichen Kirche aufgenommen in Gegenwart der Taufzeugen Friedrich Brunner und A. Maria Herrensperger, den 1. Oktober 1806.

So viel mir die Eltern erzählt haben, war ich von Geburt an ein recht gesund und munterer Knabe, auch durfte ich meine Kindheit eine glückliche nennen, denn die Eltern beschäftigten sich etwas mit der Fabrikation, was ihnen einen schönen Verdienst und gutes Auskommen gewährte, so dass sie im Jahr 1807 ein Haus im Dorfe Degersheim ankauften, welches auf einem der schönsten Plätze des Dorfes sich befand, auch dasselbe mit der Zeit bei stets gutem Verdienst in recht schönen und guten Zustand stellten, mithin ihres Lebens recht froh sein konnten.

Im Frühjahr 1813 musste ich nach bestehendem Gesetz das erste Mal die Schule besuchen; schon mehrere Wochen vorher sehnte ich mich auf diese Zeit, und ich zählte beinahe die Stunden, bis der erwünschte Tag erschien, an welchem ich mit so vielen meines Alters in einer Reihe und zu einem Zweck mich einfinden konnte. Ganz anderer Art waren daher die Empfindungen meiner Eltern; diese besorgten nämlich, es möchte sich meine Freude nur zu bald in Widerwillen gegen die Schule kundgeben, wie dies bei meinem etwa 3 Jahre ältern Bruder der Fall gewesen sein soll, und ihnen dadurch manches Unangenehme zuteil werden. Allein, diese Besorgnisse wurden zu ihrer Freude bald als unnötig befunden, indem ich die Schule, solange ich sie zu besuchen hatte, nur zwei einzige Stunden ohne Wissen der Eltern versäumte, wobei ich auch etwelchen Grund angeben könnte. Aber auch meinem ersten Lehrer Johannes Egli von "Flawil" sei hier das Lob erteilt, dass er ein liebenswürdiger Mann war. Weil er ein wirklicher Kinderfreund und guter Lehrer war, gebührt ihm alle Achtung, was auch von jedem Menschen gezollt wurde.

Aber ach, nur drei Jahre hatte ich das Glück, den Schulunterricht von diesem wackeren und mir so lieb gewordenen Lehrer zu empfangen, denn im Wintermonat 1816 wurde er, zum Bedauern der Kinder und der Gemeinde, an seinen Vaterort nach Flawil berufen, an welchem Ort er auch bis in sein hohes Alter als Lehrer beibehalten und geachtet wurde.

Während diesen drei Jahren sammelte ich mir manch schöne Kenntnisse, und im Auswendiglernen war ich einer der ersten in meinem Alter.

Im folgenden Frühling erhielten wir zu unserem Lehrer den Johannes Oettinger von hier, einen hitzigen, aufbrausenden Kopf, auch in der Lehrart dem Egli in vielem sehr ungleich. In Folge dessen mussten ich und andere manches wie von vorne angreifen und lernen. Auf diese Weise verging mir die Lust zum Lernen so ziemlich, und ich muss bekennen, diesen Sommer war ich ausser dem Gesang sehr wenig vorgerückt.

1817: Wieder einen andern Lehrer (Stüdlı ab der Egg). Dieser führte die Sache dem Egli in allem ziemlich gleich. Daher kam ich in vielem wieder um ein Bedeutendes vorwärts und wurde nun in die Reihe der ersten Schüler gestellt. Mithin nahm ich wie an Alter so auch an Kenntnissen zu und machte dadurch den Eltern nicht wenig Freude. Aber wenn ich im übrigen an jene Zeit denke, so ergreift mich beinahe jedes Mal ein Schauer, denn dies war ein Jahr unbeschreiblichen Elends. Und die totenbleichen Gesichter mancher meiner Mitschüler und anderer Menschen stehen noch vielmals vor meinen Augen.

Obschon von diesem Jahr sehr vieles geschrieben und gedruckt worden ist, so will ich gleichwohl auch einen kurzen Überblick hier aufführen, indem es doch zu meinen Erlebnissen gehört.

Schon gegen das Ende des verflossenen Jahrs - selbiges darf mit Recht ein Missjahr genannt werden - sahen viele mit traurigen Blicken in die Zukunft und ahnten, eine nicht ganz fröhliche Zeit könnte sich bald einfinden, und ihre Besorgnisse waren nur zu richtig, denn die Preise der Lebensmittel fingen an, nach und nach immer mehr zu steigen, so dass an Ostern, den 6. April, ein "kernis Brod" 1 Florin (fl.) 4 Kreuzer (x) galt; auch die andern Lebensmittel hatten alle einen hohen Preis.

Den 17. April hat der Sack Kernen in Rorschach bis auf 80 Gulden gegolten, und der Preis des Brotes hat auf einmal 18 Kreuzer aufgeschlagen und galt nun 1 fl. 28 x, ein Viertig Schildmehl (6 Pfund) 2 fl. 40 x, ein Viertig Gersten 2 fl. 15 x, ein Viertig Mus 1 fl. 44 x, ein Viertig "Lyne" (Anm. Leinsamen) 36 fl. 48 x, das Pfund Schmalz bis 40 x, Käse 20 x, Rindfleisch 14 x, Schweinsfleisch 24 x, Erdäpfel 6 x, und so verhältnismässig alle übrigen Lebensmittel. Beinahe noch drückender als der Brotmangel war um diese Zeit auch der Mangel an Futter, denn im Kt. Appenzell sowie im obern Toggenburg wurden 30 fl. für ein Klafter Heu und im Kt. Zürich 2 Neu-Taler für einen Zentner bezahlt. Gleichzeitig stockten auch der Handel und die Manufakturen, die Preise aller Waren fielen unerhört und verursachten

Handelsleuten und Fabrikanten sehr grossen Verlust, so dass viele um ihr ganzes Vermögen, auch nicht selten um ihre Ehre gebracht wurden, denn gar viele gewiss ehrlich handelnde Männer waren dadurch bankrott geworden, in Folge dessen Fallieren und Akordieren beinahe wie zur Tagesordnung wurden, und ein ebenfalls beispielloser Mangel an Verdienst erfolgte, so dass zu Hunderten vorher gewiss arbeitsamer und tätiger Menschen auf Almosen ausgehen mussten. Ebenfalls haben viele hundert junge Männer und Knaben Weib und Kinder und Eltern verlassen und Kriegsdienste nehmen müssen; viele waren jetzt schon Hungers gestorben, und viele gingen noch dem Hungertode schmachend entgegen. O Gott, welch ein Jammer und Elend !!!

Den 16. Mai galt ein Sack Kernen in Rorschach bis auf 86 Gulden, ein "kernis Brot" 1 fl. 32 x, den 22. ein Sack Kernen bis auf 98 Gulden und ein Brot 1 fl. 44 x, den 29. galt ein Sack Kernen in Rorschach 102 bis 106 fl., ein Brot 1 fl. 56 x und noch darüber, zum Beispiel im Speicher, auf Gais und in Appenzell bis auf 2 fl. 8 x. Im Anfang des Monats Juni galt ein Viertig Schildmehl in Lichtensteig bis auf 4 fl., ein Viertig Mus-Mehl 2 fl. 42 x, und den 16. bis auf 3 Gulden; an diesem Tag haben ein Pfund Schmalz und ein Pfund Mus gleich viel, nämlich 30 x gegolten.

Um diese Zeit waren also die Lebensmittel auf den höchsten soeben angeführten Preis gestiegen, und die Geschichte liefert uns kein Beispiel, dass in unserer Gegend jemals eine so grosse Teuerung stattgefunden habe.

Wie nun im Frühjahr die Preise der Lebensmittel beinahe wöchentlich gestiegen waren, so fingen selbige jetzt auch wieder zu sinken an. Ich übergehe nun der Kürze halber auf einige Zeit dasselbe zu schreiben und bemerke hier noch folgendes: Obwohl beinahe alles in kurzer Zeit wieder um bedeutendes wohlfeiler zu kaufen war, war aber die Not und das Elend so vieler Tausender nichts desto weniger gross, denn gar viele, welche bei früheren Zeiten und gutem Verdienst sich einen Sparpfennig bei Seite gelegt hatten, konnten mit demselben sich einiger Massen bis anhin behalten, aber jetzt war mancher aufgezehrt und bis auf Nichts herabgeschmolzen, daher nun umso grösser die Zahl der Bedürftigen wurde, und traurig war es, wahrnehmen zu müssen, wie so viele sonst tätige und sparsame Menschen jetzt täglich um das heilige Almosen gehen mussten. Auch viele andere wieder liessen sich, um sich vor dem Hungertode zu retten, mancherlei Vergehen und nicht selten Diebstahl zu Schulden kommen, denn bereits täglich sah man die Polizeidiener oft mit grösseren, oft mit kleineren Transporten solcher unglücklichen und bedauernswürdigen Personen durch die Strassen ziehen. Auch waren im Herbst die Felder überall mit Wachthütten versehen, wo alle Nächte jemand Wache hielt, um die Früchte vor Dieben zu sichern, und ebenso traurig war es, sehen zu müssen, wie viele, um ihr Leben zu fristen, sich allerlei ungewöhnliche Nahrungsmittel zu geniessen erlaubten. Nun wende ich mich weg von den Trübsalen dieses Jahres und setze hier nur noch die Totenliste des Kantons Appenzell AR bei, woraus dann leicht die Sterblichkeit der übrigen Kantone berechnet werden kann.

In Trogen sind gestorben	146	Personen (1817)
Herisau	455	
Hundwil	267	
Urnäsch	340	
Grub	73	
Teufen	330	
Gais	93	
Speicher	194	
Walzenhausen	103	
Schwellbrunn	307	
Heiden	149	
Wolfhalden	140	
Rehetobel	170	
Wald	170	
Reute	61	
Waldstatt	75	
Schönengrund	49	
Bühler	78	
Stein	223	
Lutzenberg	<u>70</u>	
Summa	3533	Personen

Die Liste von 1816 weist 1538 Personen auf.

In diesem Jahr starben also 1995 Personen mehr. Von diesen, so darf man sicher annehmen, seien 3/4 wirklich Hungers gestorben, der übrige Viertel habe sich durch natürliche Weisen Krankheiten und dadurch den Tod zugezogen.

Was dieses Jahr im übrigen betrifft, so darf es mit Recht zu fruchtbaren (sic) gezählt werden, aber auch der Ungewitter gab es viele, und es zog auch den 4. Juli ein solches über unsere Gegend, wobei Steine wie Hühnereier sich in Menge vorfanden und alles sehr zerschmetterten, so dass wieder die Hoffnung auf eine erfreuliche Ernte zernichtet war. Gleichwohl brachte der schöne Herbst noch manches Unerwartete hervor, aber ein unzeitiger Schnee gegen Ende des Septembers zerstörte wieder vieles, jedoch waren alle Lebensmittel, wie man es damals meinte, auf einen billigen Preis heruntergefallen. Zu Anfang des Dezembers galt ein kernis Brot nur noch 36 x, ein Viertig Schildmehl 1 fl. 6 x, ein Viertig Mus-Mehl 1 fl., Erdäpfel das Viertel 1 fl. 4 x, und so verhältnismässig alle andern Lebensmittel.

1818: Wie vorhin bemerkt, so war alles wieder in mässigen Preisen zu haben, und jedermann sah hoffnungsvoll dem Frühling und einer bessern Zukunft entgegen. Aber ach, was geschah wieder für mich, meine Eltern und Nachbarn!

Am Karfreitagabend, als den 20. März, nachdem jedermann sich zur Ruhe begeben hatte, erscholl plötzlich Feuerruf. Bald darauf ertönte die Sturmglocke und weckte die Bewohner des Dorfes sowie der Umgebung schreckend aus ihrem ersten Schlafe. Das Feuer brach aus im Hause der Witwe Rauffer, welches ein sehr grosses, drei Wohnungen enthaltendes Gebäude war und bald in lichten Flammen stand, welche auch schnell die Kirche sowie das Haus des Herrn Ammann Züblin (an welches auch das unsrige angebaut war) ergriffen. In jenem befand sich auch zirka 30 Pfund Pulver, das mit einem entsetzlichen Knall und dem oberen Teil des Hauses in die Luft gesprengt, mitten im Dorfe sich niederliess, wodurch das Feuer ungemein vergrössert und vom heftigen Westwind begünstigt wurde, so dass an eine Rettung des Dorfes nicht mehr zu denken und auch, ungeachtet der vielen zur Hilfe Herbeigeeilten, nicht mehr möglich war. In der Zeit von 2 starken Stunden lagen 40 Wohnungen, 15 Scheunen und Nebengebäude samt der Kirche, also 56 Firste nebst so vielen Hausrätlichkeiten und Futter in Schutt und Asche. Dadurch wurden ungefähr 200 Personen ihres Obdachs und zum grössten Teil auch ihrer Fahrhabe beraubt; beraubt, sage ich absichtlich, denn das Wenige, das dem empörten Elemente entrissen werden konnte, wurde den sonst so sehr Verunglückten noch von (Auslassung Brunners) Diebeshänden entwendet. G o t t wolle ihnen gnädig sein, i c h könnte es schwerlich.

Oh, welch ein düsteres Bild bot diese Nacht nicht dar! Hier das Prasseln des Feuers und das Krachen der einstürzenden Gebäude, dort das Weinen und Jammern der oft bloss halb bekleideten Unglücklichen, worunter eine grosse Zahl von Kindern sich befand, an einem andern Orte das Brüllen des Viehs und das Heulen der Hunde, noch an vielen andern Orten sonst herzerbrechende Anblicke. Alles traurig, traurig! Und doch kann ich auch noch etwas Erfreuliches melden, nämlich, dass bei diesem grossen Unglück doch kein Menschenleben eingebüsst wurde, jedoch sind mir einige Körperverletzungen bekannt und vielleicht noch manche unbekannt geblieben. Obwohl ich von jeher Ursache hatte, Propheten und Weissagern keinen grossen Glauben zu schenken, so will ich gleichwohl eine soeben in Erfüllung gegangene Prophezeiung hier anführen: Einige Zeit vor diesem Brande erzählte der Wächter, er habe in einer sternhellen Nacht am äussern Ende des Dorfes eine feuerähnliche Kugel wahrgenommen, welche durch die Strasse hingerollt und beim Hause der Frau Rauffer verschwunden sei. Aus dieser Erscheinung glaube er, ein Brand werde das Dorf seiner Zeit in Asche legen. Solche Reden wurden ihm aber von Herrn Ammann Stadler strenge untersagt, worauf jener sein Wächteramt aufgab und von dannen zog. Sogleich nach dem soeben erfolgten Unglück kam natürlich der Erwähnte als Brandstifter in Verdacht; angestellte Untersuchungen aber haben die Entstehung desselben ganz anders ans Licht gestellt, und jener war des Verdachts wieder ganz frei. Noch manches könnte hier beigefügt werden, allein ich muss enden, sonst könnte mich der Vorwurf, ich wäre von meiner wirklichen Lebensgeschichte abgeschweift, bald treffen. Allein, wenn es auch etwa so scheinen mag, ist doch dem so nicht, denn die vorerwähnten Begebenheiten haben auf lange, vielleicht auf meine ganze Lebenszeit so nachteilig eingewirkt, dass ich es für unumgänglich notwendig fand, derselben in Kürze hier zu gedenken. Ich trete daher wieder in mein elterliches Haus zurück, und bald wird sich ein Nachteil um den andern sichtbar zeigen, der nur dadurch entstanden ist. Obwohl das Jahr 1817 (gewöhnlich die teure Zeit genannt) für mich eben auch kein Freudenjahr gewesen, so darf ich doch sagen, freudig sagen, dass mich das so namenlose Elend, das so viele in jener Zeit getroffen, beinahe begünstigte, denn alltäglich hatte ich immer noch dreimal gesunde und recht bereitete Speisen zu geniessen, freilich nicht immer gestossen voll, was ich nächst Gott der früheren Sparsamkeit meiner guten Eltern zu verdanken hatte, aber was war bei solch hohen Preisen der Lebensmittel nicht für eine Summe Geldes hiefür verwendet worden! Und ich übertreibe gewiss

nicht, wenn ich dieselbe nebst dem täglichen Verdienst in unserem Hause auf 200 Gulden angebe. Auch das Sinken der Preise der Baumwollentücher in jener Zeit brachte meinen Eltern einen Verlust, der auch obige Summe gewiss erreichte, wo nicht gar überstieg. Und jetzt erst noch die Feuersbrunst! Was für einen unersetzlichen Schaden verursachte diese für sie! Denn beim Ausbruch des Feuers war der Vater noch etwelche Zeit bei der Spritze beschäftigt und dachte nicht an eine Rettung seiner Möbel, bis die Flammen beinahe sein eigen Haus ergriffen hatten. Fremde Hilfe war damals noch keine vorhanden, und was vermochten 3 Personen, vor Schrecken bereits ausser sich, in so kurzer Zeit und bei der Nacht aus einem Hause zu retten? Ach sehr wenig! Der grösste Teil unserer Hausrätlichkeiten samt dem Haus war bald in Asche gelegt, der Schaden an Möbeln und andern Sachen lässt sich natürlich nicht so genau bestimmen; allein, wenn ich denselben auf 300 fl. anschlage, so ist es gewiss nicht übertrieben. Ganz leicht aber ist der Schaden am Hause zu berechnen, denn einige Wochen vorher war dasselbe um die Summe von 1400 Gulden gefordert worden, in der Brandassekuranz war es 600 Gulden versichert, die Hofstatt samt den Mauern verkaufte der Vater dem Ammann Züblin für 150 Gulden, also Verlust an demselben 650 fl. Damals haben meine Eltern durch die erwähnten Ereignisse in Zeit von 1 1/2 Jahren einen Verlust von wenigstens 1350 Gulden erlitten, welche Summe sie eben nicht in so kurzer Zeit zusammengebracht hatten. Wohl wahr sagt daher ein Dichter, wenn er in folgendem Vers spricht:

Man gönne jedem Glücklichen des Wohlstands goldene Freud,
Und wer ihn selbst auch find, der sei nicht stolz darauf,
Das Glück geht unter und geht auf,
Sein Fussgestell ist rund.

Nun habe ich noch zu erwähnen, wie das Brandunglück auf mich selbst so nachteilig und traurig eingewirkt hat.

Wie schon oben bemerkt, war unser Haus nahe bei demjenigen, in welchem der Brand entstand. Als mich die Mutter aus dem Schlafe weckte und ich die Augen öffnete, sah ich schon die hell aufblühenden Flammen, welche mich in einen solchen Schrecken brachten, dass ich in eine Art von E. (periodisch eintretende Nervenkrankheit) (Anm. Epilepsie) verfiel, so dass man mich aus dem Hause tragen musste und ich mich bereits zwei Stunden in bewusstlosem Zustand befand, was auch in der Folge noch öfters mein Leben ungemein betrübte und mir nicht wenig Freuden, sowie manches andere zerstörte, was ich auch seiner Zeit in diesen Blättern bemerken werde, denn, ungeachtet der vielen gebrauchten ärztlichen Mittel, sind jetzt, wo ich dies schreibe, 25 Jahre verflossen, und ich darf mich gleichwohl nicht ganz davon befreit glauben. Nebenbei gesagt, hat mir das kalte Wasser die besten Dienste geleistet, woran ich mich auch in Zukunft getreu halten werde.

Noch einen betrübenden Auftritt zu erwähnen, kann ich mich nicht enthalten. An jenem Morgen nach dem erzählten Brandunglück, als noch Rauch und Dampf die Dorfstätte bedeckten und wir noch kaum die geretteten Habseligkeiten in einer nahe gelegenen Scheune (Anm. Brunner schreibt Scheuer) untergebracht hatten, kam ein gewisser M.B., dem der Vater etwas schuldig war, zu uns und verlangte (das Unmögliche) entweder sogleich bezahlt oder sichergestellt zu werden (welch ein Mensch!), worauf begreiflich ein nicht so gar freudiger Wortwechsel entstand. Endlich liess ihn der Vater stehen und ging hin, um auch wieder ein Obdach zu suchen.

Nach kaum einer Stunde kam er wieder mit der frohen Kunde zurück, dass im Wolfhag, eine Viertelstunde von hier, ein grosses Haus unbewohnt sei (dessen Eigentümer sich in Winterthur befinde), wo wir für einweilen unterkommen könnten. Sogleich wurde aufgepackt und jenes Haus bezogen; aber welch ein armseliges Wesen war nicht vorhanden! Anfangs hatten wir noch keinen Tisch und mussten uns bequemen, auf der Bank zu essen. Des Nachts wurden die vorhandenen Bettkleider auf den Stubenboden gelegt, wo eben auch nicht so gut schlafen war. Zur Arbeit, dass etwas verdient werden konnte, fehlte es wieder an Geschirr, kurz, wir standen bereits - alles Nötige entbehrend - da, aber Gott Lob nicht lange, denn von Bekannten und Unbekannten wurden aus der Nähe und Ferne grosse und viele Gaben an Geld, Kleidern, Lebensmitteln und Hausrätlichkeiten aller Art den Brandgeschädigten zugeliefert, wovon auch wir unsern Anteil erhielten und dadurch bald in den Stand gesetzt wurden, unser ehrliches Auskommen zu finden. Dafür bezeuge ich ihnen auch hier noch meinen verbindlichsten Dank und bitte Gott, er wolle sie vor solchen und andern Unglücksfällen väterlich bewahren und ihnen vergelten, was ich nicht kann. Nach einigen Tagen kam der Verwalter dieser Liegenschaft und beredete den Vater, dass er es auf zwei Jahre ins Lehen nahm. Nun war die Zeit vorhanden, dass die Schule wieder anging, in welcher ich also meinen letzten Kurs noch zu machen hatte, und wir bekamen wieder einen andern Lehrer, J.G. Grob von hier, ein ziemlich junger, für uns grössere Schüler gar zu wohl bekannter Mensch, vor dem wir eben nicht immer die gebührende Achtung hatten. Allein der Hr. Pfarrer J.J. Müller, welcher die Schule öfters besuchte und dessen Liebling er war, erlaubte, oder besser gesagt, befahl ihm sogar, mit Ruten und grossen

Stecken uns den Meister zu machen (er war früher Sklaventreiber in Russland), was denn auch wirklich und nicht selten geschah, so dass oft der Unschuldige mit dem Schuldigen büssen musste, denn manchmal trugen zu gleicher Zeit mehrere von uns Beulen und schier gar Löcher im Kopfe, bis solches zu den Ohren eines achtbaren Schulrates gelangte, welcher diesem Wesen ein Ende zu machen wusste, so dass unsere Köpfe wieder heil wurden.

Im übrigen, d.h. im Lehrfache, war er dem vorjährigen Lehrer Stüdle nicht so ungleich, daher jeder Billige (Anm. Rechtschaffene) mit seinen Leistungen als angehender Lehrer zufrieden sein konnte, indem manche Schüler in diesem oder jenem Fache nicht unbedeutende Fortschritte machten. Auch ich durfte mich mit Recht zu diesen zählen, obschon ich die Schule nicht so ganz fleissig besuchen konnte, denn meine oben beschriebene Krankheit wiederholte sich trotz der hiefür angewandten ärztlichen Mittel ziemlich oft, was mir und den Eltern vielen Kummer machte. Wir mussten uns aber zuletzt mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft getrösten, denn Gott ist vieles, ja alles möglich. Ja, dies bewies auch die Gegenwart. Obwohl die durch vorerzählte Unglücksfälle geschlagenen Wunden noch keineswegs geheilt waren, so durften doch unsere jetzigen Umstände zu den mässigen gezählt werden, wie wir es uns im Frühling nicht von ferne hätten träumen dürfen, denn ein fruchtbarer Sommer brachte die Lebensmittel wieder auf einen billigen Preis herunter, an eigen gepflanzten Erdäpfeln hatten wir bereits Überfluss, der Verdienst war wieder etwas besser, und - ohne mein erwähntes Übel - waren alle Gott Lob gesund und wohl.

1819: Ich habe oben irriger Weise geschrieben, das Jahr 1818 sei mein letztes Schuljahr gewesen, denn auch diesen Sommer hatte ich dieselbe noch zu besuchen, jedoch weiss ich nichts von etwelchen Merkwürdigkeiten zu erzählen.

Was meine Krankheit betrifft, war es dies Jahr etwas besser mit mir, indem sie mich weniger und bereits allemal des Morgens befiel, sodass ich dann des Tages die Schule fleissig besuchen und andere mir angewiesene Geschäfte ungehindert verrichten konnte. Auch in unserem Hauswesen ging es allmählich um etwas vorwärts, wozu der fruchtbare Sommer auch das Seinige beitrug, indem dadurch die Lebensmittel bereits alle auf einen sehr niedrigen Preis zu stehen kamen, denn im Spätherbst galt ein Kernenbrot (4 Pfund) 14 Kreuzer, ein Viertig Schildmehl (6 Pfund) 30 Kreuzer, ein Viertig Mus 17 Kreuzer, ein Pfund Schmalz 17 Kreuzer, Erdäpfel das Viertel oder 40 Pfund 18 und auch 15 Kreuzer, Heu, der Cent. (Anm. 50 kg) 1 fl. Welch ein Unterschied zwischen diesem und dem Jahr 1817 !!!

Auch für mich zeigte sich dies Jahr eine Gelegenheit, etwelche Batzen in meinen eigenen Sack zu stecken, indem ich für Herrn Doktor Zuberbühler in müssigen Stunden manche hier in der Nähe wachsende Kräuter und Wurzeln sammelte, aus welchem Erlös, den ich sorgfältig aufbewahrte, ich mir im folgenden Jahr eine zwar kleine, aber ganz neue und sehr schöne Taschenuhr ankaufte, mit der ich gewiss eine grössere Freude hatte als einst Salomon mit seinen Weibern.

Diesen Herbst auch konnte ich die mir so verhasste und längst zur Last gewordene "Schulrustig" (Anm. Schulkleidung) auf die Seite stellen, indem ich von da an an den Webstuhl gewiesen wurde, was mir gleich anfangs, sage anfangs, sehr willkommen war, obwohl ich zuallererst das Glück hatte, ein Weben zu bekommen, das ein anderer wegen schlechtem Garn nicht mehr verarbeiten wollte, denn ich bildete mir nicht wenig ein, jetzt unter die Weber gezählt zu werden, zumal mir der Vater noch von jedem Stück 15 Kreuzer Trinkgeld versprach, wenn ich dabei fleissig sei, womit ich dann meinen Säckel, der freilich nicht gar gross war, recht bald zu füllen hoffte.

1820: Gegen das Frühjahr, als unser Lehen-Akkord seinem Ende näherrückte, wollte der Vater zu dem Verwalter Hr. Kantons-Advokat Häberle von Bissegg (Anm. bei Weinfeldern) im Thurgau gehen. Auf meine Bitte durfte ich ihn dahin begleiten, was mir eine grosse Freude war, indem ich hoffte, recht viel Schönes zu sehen, aber ich hatte mich nicht wenig getäuscht, denn der Weg führte uns meistens durch geringe Dörfer und Ortschaften, und die Paläste, die ich mir zu sehen träumte, waren meistens auf den Dächern mit grossen Steinen versehen, aber auswendig vielmal mit Mies (Anm. Moos) geziert. Nur einige Rebberge und eine ganz eiserne Bettstatt, worin ich auch schlafen konnte, mit sehr schönem Unter- und Überbett, waren das einzige, an dem sich meine Augen ergötzen. Über Nacht fiel ein grosser Schnee, und am Morgen mussten wir unter beständigem Schneien bereits drei Stunden weit den Weg brechen, was mich dermassen ermüdete, dass ich zwei Tage nachher noch kaum recht laufen konnte, also eine Reise, die mich nicht so gar erfreut hatte. Im Frühling wurde ich von hiesiger Schulbehörde aus der Alltagsschule entlassen, und nun, worin bestunden jetzt meine gesammelten Kenntnisse, oder wie stund ich neben meinen Altersgenossen?

Im Lesen und Singen sowie im Auswendiglernen war ich einer der ersten, im Rechnen, besonders im Kopfrechnen, war ich unter die Schwächeren zu zählen, und im Schönschreiben stund ich hinter

manchem zurück. Um diese Zeit wurde ich unter die Geistlichkeit gestellt, das heisst, ich musste mich zum Aufsagen in der Kirche einzeichnen lassen, davon aber später ein Mehreres.

Von da an hatte ich noch drei Sommer hindurch alle Wochen einen Tag die "Repetierschule" zu besuchen, in welcher ich im Rechnen noch um etwas vorwärts kam, jedoch später, als ich keinen Gebrauch davon zu machen hatte, wieder vieles davon vergass. Übrigens war mir und meinen Kameraden die Repetierschule sozusagen eine wahre "Kilbe", ich denke aber nicht so dem Lehrer, denn der früher erhaltenen Schläge eingedenk, erlaubten wir uns bisweilen etwas, das ihn eben nicht gar sehr erfreut haben mochte.

Nachdem ich also die meiste Zeit zu Hause und im Keller zubringen musste, wurde mir so ziemlich langweilig, besonders da ich wenig mehr zu lesen bekam, denn ich war sehr neugierig. Deswegen ersuchte ich meine Eltern, mir auch etwa ein Geschichtsbuch zu kaufen, womit ich die Neugierde befriedigen und meine müssigen Stunden nützlich anwenden könne, was sie mir auch wirklich zukommen liessen, indem sie bald die in der Schule übliche Jugendbibel und ein biblisches Historienbuch anschafften, woraus ich mir manches ins Gedächtnis fasste, was mir im später erhaltenen Religions-Unterricht sehr wohl bekam. Auch hätte ich recht gerne Reise- und Weltgeschichten gehabt, aber daraus wollte, ich weiss nicht aus wessen Gründen, nichts werden; allein, ein Nachbar gab mir etwas Ähnliches zu lesen, was mich auch sehr freute.

Diesen Sommer noch wurde die von uns in Pacht gehabte Liegenschaft verkauft, und wir waren deshalb genötigt, einen andern Wohnort zu suchen. Weil zu selbiger Zeit die Wohnungen in hiesiger Gegend überall ziemlich voll waren, mussten wir uns bequemen, ins Horn zu ziehen, und zwar in ein Haus, in welchem auch schon zwei Haushaltungen, aus sieben Personen bestehend, wohnten. Dessen ungeachtet war gleichwohl für uns noch Raum genug vorhanden, und zwei friedliebende Männer gewährten uns, besonders der eine durch Musik und Gesang, manche fröhliche Stunde, nicht so aber eine der Frauen, welche sich erfrechte, das Kommando des Hauses zu führen. Daher trug sie in ihrer Stellung als Oberbefehlshaberin meistens die Hosen. Dies war, kurz gesagt, eine wahre "Xantipe" und würzte öfters jedem im Hause das süsse Getränk des Friedens mit bitterer Galle; nebst diesem aber konnten ihr jedoch wegen allzugrosser Reinlichkeit keine Vorwürfe gemacht werden. Von mehreren will ich hier nur ein Münsterlein anführen: sie liess nämlich ihr etwa 1 1/2 Jahre altes Kind, während man ass, gewöhnlich vorne auf dem Tische sitzen, und nicht selten ereignete es sich, dass selbiges entweder dick oder dünn auf den Tisch laufen liess, so dass man in aller Eile die Speisen flüchten musste, um sie sauber zu erhalten, was begreiflich eben nicht so ganz appetitlich war, aber wer wollte etwas dagegen einwenden, denn mit Spott und Schande hätte man sicher abziehen müssen.

Unter diesen und dergleichen Erscheinungen, die wie das tägliche Brot zu haben waren, wurde, obwohl wir mit den Männern und der Nachbarschaft zufrieden waren, dennoch der sehnlichste Wunsch in uns rege, diesen Ort je bald je lieber verlassen zu können. In Folge dessen kaufte der Vater gegen das Frühjahr 1821 in der Mühle bei Degersheim ein Häuslein, welches wir dann im "Mey" bezogen und dem Horn ein freudiges Lebewohl sagten.

Jetzt hatten wir ein recht vergnügtes Leben, zumal wir alle etwas verdienen konnten und die Lebensmittel sämtlich auf billigen Preisen stunden, so dass auch wieder ein Pfennig bei Seite gelegt werden konnte, welcher dann später zur Reparatur des Hauses dienen musste. Und oh, welche Freude war es mir wieder, bereits täglich bei meinen früheren Kameraden zu sein, mit welchen ich so manchen Sprung gemacht und wieder zu machen hoffte, was auch wirklich zu Stande kam. Aber ein anderes missbeliebiges Geschick bereitete mir und den Eltern öfters trübe Stunden, nämlich meine Krankheit, die sich dieses Jahr wieder in etwas höherem Grade zeigte, und wogegen ich viele ärztliche Mittel, jedoch mit geringem Erfolg, gebrauchte, weshalb wir uns auf eine bessere Zukunft getrösten mussten. Unter diesen Umständen war ich daher viele Zeit ans Haus, jedoch, Gott sei Dank, sehr wenig ans Bett gewiesen, und doch hatte ich über gar lange Weile nicht zu klagen, denn ich brachte viele Stunden mit Lesen, Schreiben und Zeichnen zu. Und da mir Geschichte das liebste war, so befand ich mich, obwohl am Tische sitzend, doch manchmal bei froher Gesellschaft in Städten und Dörfern, zu Wasser und zu Lande.

Einst auch kam ich auf den Gedanken, ob es mir nicht auch gelingen sollte, aus mir selbst etwa eine Lebensgeschichte zu schreiben. Sogleich wurde ein Plan entworfen und zur Arbeit geschritten, was aber sehr langsam vorwärts ging, auch jetzt noch unvollendet ist, und es dürfte der Geschichte sehr wahrscheinlich das Schicksal zuteil werden, welches auch viele meiner Zeichnungen getroffen hat, nämlich seiner Zeit als illuminierte Kupfer im Abtritt dienen zu müssen.

Anno 1822 stund es mit mir oder mit meiner Krankheit um ein bedeutendes besser als im vorigen Jahr. Aber etwas anderes machte mir bisweilen etwelchen Kummer im Kopfe, nämlich mein Webstuhl, der mir eben nicht so viel zu versprechen schien, als ich mir früher eingebildet hatte. Und

es kam mir bei der Arbeit öfters unbehaglich vor. Deshalb bat ich einst den Vater, er möchte mich doch eine höhere Schule besuchen lassen, damit ich später mein Brot etwa durch ein anderes Geschäft verdienen könnte. Aber oho, da gab es Vorwand auf Vorwand, um mich davon abwendig zu machen, jedoch schien mir nur einer begründet zu sein, und dies war ja meine Krankheit, von der ich mich eben noch nicht befreit hoffen durfte. Demzufolge fand ich es für gut, einstweilen davon zu schweigen.

1823 ging es mit mir so wie in unserm Hause seinen ordentlichen Gang im alten Geleise fort, daher weiss ich nichts Bemerkenswertes zu schreiben.

1824: Nun war ich bis jetzt bereits fünf Jahre unter dem geistlichen Regiment gestanden und hatte in dieser Zeit vieles zu lernen, indem ich manchmal in vier Wochen dreimal in der Kirche ansagen musste; allein, dies war mir ein kleines, denn das Auswendiglernen machte mir jederzeit wenig Mühe. Aber nicht so gar angenehm und erfreulich war es, sich den oft wunderlichen Launen dieses despotischen Pfarrers stets unterziehen zu müssen, despotisch sage ich, und zwar mit Bedacht, denn die kleinsten Vergehen bestrafte er meistens sehr hart, oft mit einer langen Strafpredigt, die er gewöhnlich in öffentlicher Kinderlehre hielt, denn die grösste Freude schien er daran zu haben, seinen Gallensack bei grossen Versammlungen auszuschütten.

Manchmal titulierte er ein Fehlendes mit einem nicht so gar wohlklingenden Spottnamen, der einem Handwerksburschen, geschweige einem Geistlichen, übel ansteht, und ich weiss, dass Kinder dergleichen jahrelang tragen mussten. Bisweilen versetzte er sogar tüchtige Hiebe, so dass man oft dem Gedanken Raum geben musste, Russland stecke ihm im Kopfe. Er war früher daselbst Sklaventreiber gewesen. Jedoch konnte der aufmerksam Beobachtende den bevorstehenden Sturm bisweilen an seinem Äussern einigermassen wahrnehmen, z.B. wenn er seine Stirne recht runzte, oft mit den Händen ins Haar fuhr, oder eine Prise Tabak (sic!) nach der andern mitsamt den Fingern tief in die Nase schob. Dann durfte man die Segel so schnell als möglich einziehen, um wenigstens nicht unvorbereitet vom Wetter überfallen zu werden.

Nach angegebenen Ursachen sehnte ich mich begreiflich sehr nach Ostern, auf welche Zeit ich den "Confirmanten-Unterricht" zu empfangen hoffte, zumal ich auch das bis anhin hiezu übliche Alter erreicht hatte. Aber, oh ja, mitten im Winter bei grimmiger Kälte schlug mir das Wetter in die Küche. Am zweiten Sonntag des Monats Januar kündigte der Pfarrer den benannten Unterricht an, jedoch mit dem gesetzwidrigen Zusatze, dass jedes sich Meldende wenigstens 17 1/2 Jahre alt sein müsse, und das war ich also nicht vollständig.

Jetzt, was sollte ich anfangen? Gern hätte ich mit jenem Jüngling (Anm. in der Bibel) gesprochen: "Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?", d.h. meinen Zweck erreiche. Aber wo wäre ein Heiland gewesen, der mir geantwortet hätte? Da war guter Rat teuer. Geduldig ergeben wollte ich mich nicht. Mit der groben Axt darein zu schlagen, hielt ich nicht für ratsam, und um ein gnädiges Urteil zu bitten, weil meine grösste Sünde nur darin bestand, dass ich (und zwar nur nach des Pfarrers Ausspruch) um drei Monate zu spät geboren war, fiel mir eben auch schwer. Und doch wählte ich das letzte. Noch am nämlichen Abend ging ich zum Pfarrer mit einem meiner Kameraden und trug ihm meine Bitte demütig vor. Aber meine Worte prallten an seinem steinharten Herzen ab, und seine tauben Ohren wollten nichts hören, d.h. ich wurde trotzig und tüchtig abgewiesen. Ich begab mich daher mit Tränen in den Augen nach Hause, zumal ich wohl wusste, dass er schon mehr als um ein Jahr Jüngere unterrichtet hatte. Am folgenden Morgen ging der Vater selbst zu ihm und fragte, ob er etwas gegen mich einzuwenden habe, oder was die Ursache sei, dass er mir den Unterricht versage. Antwort: Nein, er sei in jeder Hinsicht mit mir zufrieden, nur sei ich zu jung. Die gleiche Erklärung gab er etwas später einem zu ihm gesandten Vorsteher ab, welche dann in Schrift verfasst zu unseren Händen genommen wurde, indem wir dieses für leere Faxen hielten, denn der hierauf bezügliche Artikel des damals bestehenden Gesetzes lautete wörtlich wie folgt: "Das gewöhnliche, zu diesem Unterrichte schicklichste Alter ist vom 15. bis 17. Jahre, ohne ganz besondere Gründe sollen keine früher eingeschrieben werden. Sollten aber junge Leute das letztere Alter oder etwas darüber erreicht haben, ohne sich zum Unterrichte anzumelden, so sollen sie erinnert werden, doch muss auch mehr auf ihre Verstandeskräfte und Kenntnisse als auf ihr Alter Rücksicht genommen werden, insofern nicht ihr unsittliches Betragen sie zu diesem Unterrichte unfähig macht. "Nach dem ersten Teile dieses Artikels wäre ich also schon längst alt genug gewesen, und das letzte konnte ja laut der eigenen Erklärung des Pfarrers selbst auf mich durchaus nicht bezogen werden. Zu diesem konnte ich noch durch endlich ausgestellte Schriften in Erfahrung bringen, dass ein Mädchen, dem wirklich der Unterricht jetzt erteilt wurde, zwar einige Wochen älter war als ich, aber nach des Pfarrers aufgestelltem Gesetz das Alter auch nicht hatte und ein Stockfisch grösster Qualität war.

Was sollte, was musste man bei solchen Widersprüchen denken? Nichts anderes, als ich sei zum "Söhnopfer" meines Bruders ausersehen, der vor vier Jahren den Unterricht bei Hr. Pfr. Franz in Mogelsberg genoss, was also unser Müllerle (sic) an den Kopf gestossen haben mochte. Dies wollte mir begreiflich nicht so wohl behagen, und das bis anhin noch unter der Asche glimmende Feuer brach jetzt in helle Flammen aus, zumal es von verschiedenen Seiten her tüchtig geschürt wurde und Brennstoff genug vorhanden war. Jetzt wollten wir mit dem Kerl offen ins Feld ziehen, indem wir in obigen Schriften die Siegesfahne in der Hand zu haben glaubten.

Unverzüglich reiste daher der Vater zu Herrn Pfarrer und Dekan Loser nach Kappel, welchem er die Sache genau erzählte und die erwähnten Schriften zeigte, worauf dieser erklärte, Gesetz und Pflicht gemäss müsste der Pfarrer ohne weiteres meinem Wunsche entsprechen. Und er gab dem Vater den schriftlichen Befehl hiefür an denselben mit. Allein, auch dieser höheren Weisung spottend, blieb er bei seinem gesprochenen Wort, nämlich mir auf nächste Ostern den Unterricht keineswegs zu erteilen. An diesem war mir jetzt zwar wenig mehr gelegen, indem ich unter diesen Umständen von ihm doch wenig Besseres als sklavische Behandlung hätte erwarten dürfen. Aber, an einem andern Orte konfirmiert und dadurch seiner los zu werden, dies war jetzt mein sehnlichstes Verlangen. Es wurde deswegen bei einem dem Vater sehr gut bekannten Geistlichen darüber Rücksprache genommen, welcher mich in sein Haus und in den Unterricht aufzunehmen sich bereit erklärte, wenn ich die erforderlichen Schriften, als Tauf- und Bewilligungs-Schein vom Pfr. mitbringen könne. Ja, er stellte sogar selbst ein schriftliches Gesuch an denselben, mir in dieser Hinsicht entsprechen zu wollen. Allein, sein Bitten sowie meine Forderung fanden wieder kein Gehör und wurden spottend abgewiesen. Hierauf wurde ihm vom Dekan durch den Vater die schriftliche Weisung abermals zugestellt, dass er mir in dieser Hinsicht ohne weiteres entsprechen solle, widrigenfalls er, der Dekan, mir die nötigen Schriften selbst ausstellen und ihn, den Pfarrer, für sein Betragen zur Verantwortung ziehen werde. Allein, unter Fluchen und Schimpfen wurde wieder der Abschlag gegeben, ja dem Vater sogar erklärt, wenn er ihm in dieser Absicht noch einmal vor das Haus komme, so lasse er ihn draussen stehen gleich einem nassen Hund. Diese Freude wurde ihm nicht mehr zuteil. Jedoch bekümmerte uns dieses Poltern sehr wenig, zumal man sich des Dings ja gewohnt war und mir der Bewilligungs-Schein vom Dekan versprochen war. Aber, was ersinnt nicht die Bosheit! Als in den nächsten Tagen der Vater, in der Hoffnung, die verheissenen Schriften in Empfang nehmen zu können, zum Dekan kam, lag ein pfarramtliches Schreiben vor, in welchem ich mehrerer grober Vergehen, als da sind: Spielen, Saufen, nächtliches Lärmen etc. beschuldigt wurde. Dadurch stieg einerseits der bis anhin immer genährte Zorn aufs höchste. (Ungewöhnlich warm wird mir jetzt mein Blut, als ich dies schreibe. Wäre Herr Müller gerade gegenwärtig, "ungestrubelt" dürfte er kaum hinweg kommen!) Andererseits aber war die Angelegenheit auch wieder lächerlich genug, indem der Pfarrer gerade im Hinblick auf seine frühere Erklärung sich selbst offenbar zum niederträchtigsten Lügner stempelte. Zuzufolge dieser Schrift, so erklärte der Dekan (obwohl er ihr selbst keinen grossen Glauben beimessen könne) dürfe er mir den verheissenen Bewilligungs-Schein jetzt keineswegs ausstellen. Wenn ich aber ein gutes Zeugnis über meine sittliche Aufführung von der Vorsteherschaft bringen könne, werde er mir denselben ungesäumt zustellen und diesem gesetzwidrigen Kampf bald ein Ende machen. Dies zu erhalten, schien mir ein Kleines zu sein, indem ich mir keines Vergehens bewusst war, vor dem ich mich hätte fürchten sollen.

Aber was kann der Zufall (oder wie soll ich das heissen?) nicht machen! Als ich zu diesem Zwecke die Vorsteherschaft zusammenberufen wollte, so lag der erste derselben, dem die Besammlung dieser Behörde zustund, auf dem Sterbebette und hatte Tages zuvor sein Amt niedergelegt. Der zweite war ebenfalls krank, so dass er das Haus nicht verlassen konnte, und der dritte wollte es (angeblich als nicht in seiner Kompetenz liegend) durchaus und in keinem Falle tun. Aber ich glaube, andere Gründe mögen ihn dazu bewogen haben; jedenfalls mag es vorteilhafter sein, einen beliebigen Privaten zu erzürnen als einen Geistlichen. Obwohl ich aber damals wie jetzt noch der Ansicht bin, man hätte ihn durch irgend ein Mittel dazu zwingen können, so gebot uns die Zeit, einen zweiten Kampf nicht anzuheben, weil bis auf Ostern nur noch wenige Wochen waren und mir diesfalls der Unterricht nicht mehr hätte erteilt werden können. Auf diese Art war mir daher der Stab gebrochen, und ich blieb mitten im Dr ... stecken. Am folgenden Sonntag hielt der Hr. Pfarrer eine Predigt 1) über das Gleichnis vom verlorenen Sohn, wobei er wie mit Fingern auf mich deutete, was er aber nach meiner Ansicht hätte unterlassen dürfen, denn ein ungesetzlicher Kampf, erfochten durch unehrliche Waffen, gleicht doch bereits einer Niederlage. So, so war also der Krieg beendet, und ich musste mich daher noch für einige Zeit unter das Joch dieses racheschnaubenden Pfaffen schwingen 2). Ich war jedoch mit Zustimmung meiner Eltern fest entschlossen, mich später seinem Unterrichte zu entziehen

Anmerkungen Brunners:

- 1) Ich möchte gerne sagen: sein Siegesfest.

- 2) Freilich ein grobes Wort, allein ich schreibe hier und überall, wie es mir im betreffenden Momente allemal zu Mute war. Zugleich aber dürfte jedermann, dem das Glück geworden, diesen Herrn durch irgendein Missverständnis genauer kennenzulernen, gestehen, dass er wirklich nach dem Original gezeichnet sei.

Von da an machte ich allerlei für Pläne, wie es unter gegenwärtigen Umständen auch möglich sein könnte, mich meines Webstuhls zu entledigen, denn derselbe wollte mir je länger je weniger zusagen. Diesbezüglich stellte ich wieder einmal einen Antrag bei meinen Eltern, nämlich, sie möchten mich doch das Schreiner-Handwerk erlernen lassen, damit ich mich doch recht schicklich anderswo könne "confirmieren" lassen. Das wurde mir zwar nicht geradezu abgeschlagen, aber auf die lange Bank geschoben, indem meine eben erwähnte Krankheit der Stein des Anstosses war, der mir wieder im Wege lag und einstweilen, aller Mühe ungeachtet, nicht beseitigt werden konnte. Daher verstrichen Wochen und Monate, ohne dass ich auf einen glücklichen Erfolg meiner Bitte rechnen durfte. Ja, es hatte vielmehr den Anschein, als ob die frühere Hitze meiner Eltern gegen den Pfarrer sich allmählich legen wolle, denn, wenn ich irgendetwas vom oben angeführten Streit mit dem Pfarrer aufs Tapet brachte, so war alles "mäuslestill", was mir anfangs sehr seltsam vorkam. Aber später leuchtete es mir recht gut ein, denn als ich sie gegen Ende des Jahres einmal allen Ernstes daran erinnerte, auch wieder einen Schritt für meinen baldigen Unterricht zu tun, erklärte der Vater, er habe mir zwar versprochen, mich anderwärts "konfirmieren" zu lassen, und wenn ich es ausschliesslich verlange, so werde er das Versprechen wirklich halten. Allein, das werde ich doch begreifen, dass dieses um ein bedeutendes mehr kosten werde. Daher, wenn ich mich entschliesse, hier zu bleiben, werde er mir dafür ein schönes Kleid auf den "Confirmations-Tag" anschaffen. Mit diesem Versprechen war jetzt also die Hoffart und der Zorn gegen den Pfarrer nebeneinander in die Waagschale gelegt, welche aber mehrere Tage nicht völlig zum Stehen kam. Endlich jedoch erhielt die Hoffart das Übergewicht, d.h., ich entschloss mich (zur Freude der Eltern), in ihrem Hause zu bleiben und den Unterricht bei Hr. Müller zu geniessen, zumal ich, es sei auch hier gesagt, seit seinem "Siegesfeste" von ihm nichts Besonderes mehr zu erdulden hatte. Übrigens weiss ich mich nicht zu erinnern, dass sich dieses Jahr etwas Bemerkenswertes zugetragen hätte. Ich schliesse daher dasselbe mit dem Sprichwort: "Mit Herren ist nicht gut Kirschen essen."

1825: Endlich, endlich erschien der schon lange mit Sehnsucht erwartete Tag, an welchem der "Confirmanten-Unterricht" (und zwar ohne etwelchen Anhang) wieder verkündet wurde. Es versammelten sich daher zu diesem Zwecke unser 10 Knaben und 4 Töchter zur festgesetzten Stunde im Pfarrhaus, welchen allen auch Unterricht zu erteilen versprochen und wirklich mit demselben der Anfang gemacht wurde. Zuerst schien die Sache ihren ordentlichen Gang gehen zu wollen, allein, bald nachher machten uns die Launen des Pfarrers nicht immer grosse Freude. Jedoch hatten wir sehr wenig auswendig zu lernen, und es gewann den Anschein, als ob er sich diesfalls sehr wenig um uns bekümmere, was auch in der Folge sich nur zu deutlich erwahrte, denn bisweilen erzählte er von Pferden und Eseln oder andern Tieren, was nach meiner Ansicht nicht hieher gehörte. Bald stellte er diese, bald jene Geschichte der hl. Schrift in Zweifel, und ich erinnere mich noch ganz gut, wie er die Auferstehung und das ewige Leben als blosser Fabel zeichnete, indem er unter mehreren ähnlichen Sachen z. B. auch folgende anführte: "Ein Menschenkörper fällt manchmal einem Künstler anheim; dieser verfertigt aus den Knochen allerlei Schnitzwerk, etwa Tabakpfeifen und dergleichen. Soll dann aus solchen ausgebrannten Dingen noch ein verklärter Leib zu ewigem Leben hervorgehen können?" Nach einem solchen Vorwort sagte er dann gewöhnlich: "Doch es ist Mode, es ist Sitte, ich will, ich muss den Wagen umlenken und tun, was diese jetzt verlangt und haben will." Wie treffend und schön dann bisweilen die wichtigsten Wahrheiten der christlichen Religion ausgelegt und erklärt worden sind, lässt sich jetzt leicht denken, und ich gestehe frei, dass ich manchmal in Versuchung kam, zu glauben, er besitze wenig oder gar keine Religion, sein Wahlspruch möchte sein:

"Iss und trink und leb in Braus,
Nach dem Tod ist alles aus."

So verstrich nun eine Woche nach der andern, in welchen ich eben nicht klug werden konnte, das heisst: wenig christlicher Sinn wurde in mir erweckt, und ich wüsste nicht, was aus mir geworden wäre, hätten nicht meine Eltern und religiöse Bücher mich später eines Bessern belehrt. Als wir in letzter Woche das erste Mal wieder versammelt waren, erklärte der Pfarrer, wir hätten jetzt nach heute noch zweimal zu erscheinen, dann werde unser Unterricht beendet sein. Aber dem war nicht so, denn schon das nächste Mal, als der Pfarrer sein wie gewöhnlich kurzes Gebet verrichtet hatte, fing er ungefähr folgendermassen zu reden an: "Nun, meine lieben Söhne und Töchter, habe ich euch seit einigen Jahren und namentlich in diesen letzten Wochen mit den wichtigsten

Grundsätzen der evang.-reformierten Religion bekannt gemacht. Freilich wäre jetzt noch vieles zu sagen, das ihr wissen dürft, allein, wenn das Bisherige nicht hinlänglich ist, euch zu einem christlichen Leben und Wandel zu ermuntern, so würde auch das andere nichts nützen und müsste als eitle Mühe betrachtet werden. Wir wollen daher die Sache als abgeschlossen annehmen und diesfalls für heute auf den kommenden Tag der "Confirmation" vorbereiten."

Dieser so unverhoffte wie seltsame "Kehrab", wenn ich es so nennen darf, gab daher mir, und ich glaube, jedem andern, der einigem Nachdenken fähig war, Stoff genug zu allerlei bedenklichen Mutmassungen, zumal noch für diese letzte Stunde, was bis anhin auch nie geschehen war, alles und jedes Aufschreiben gänzlich untersagt wurde, was uns begreiflich in nicht geringe Verlegenheit setzte, denn der Pfarrer hatte meistens seine eigenen Fragen und Antworten, die in keinem "Chatekismus" noch sonst irgendwo zu finden waren. Daher war das Schreiben (wollte man einigermaßen bestehen) unumgänglich notwendig. Doch ich fand bald ein Mittel, das mich in dieser Hinsicht etwas aus der Klemme zog. Ich hatte nämlich das diese Zeit über vom Pfarrer Erklärte schriftlich und wohlgeordnet bei Handen. Ich wagte es daher, die betreffenden Stellen darin, wenigstens durch Zeichen (aber keine stenographischen), zu bemerken, und darzu begünstigte mich erst recht eigentlich mein Platz. Obwohl ich dem Pfarrer am nächsten sass, bildete ein Tisch, der zwischen uns stand, sozusagen den "Vorhang", hinter welchem ich das Verbotene, ohne von ihm bemerkt zu werden, ziemlich gut vollführen konnte. Und vor meinen "Mitconfirnten" hatte ich mich nicht zu fürchten, konnten sie doch überzeugt sein, dass ich diesen Fang nicht für mich allein behalten, sondern brüderlich mit ihnen teilen werden. Ja, ich glaubte sogar, bei einigen von ihnen bereits ein heimliches Lächeln wahrzunehmen. Somit ging die Sache recht gut vonstatten.

Nachdem dieses beendet war, hielt der Pfarrer jedem einzelnen einen, seinen Umständen gemässen und trefflich schönen Zuspruch, welcher ohne Zweifel von gesegneten Wirkungen hätte sein müssen, wenn das Übrige mit diesem hätte in Einklang gebracht werden können. Darauf wurde noch die Rangordnung auf den bezeichneten Tag durch das Los entschieden, und hiermit war Feierabend.

Nach diesem begaben wir uns wie gewöhnlich in ein nahe gelegenes Haus, wo wir dann jedesmal einander das Mangelnde mitteilten. Aber heute war es anders, denn nur ich hatte etwas, und das sollte und wollte ich gerne den andern auch mitteilen. Jedoch wurde ich bald so mit allerlei Fragen überstürmt, dass ich mich zuletzt bald nicht mehr zurechtfinden konnte und bereits zum Narren wurde. Ich sah daher ein, dass auf diese Art unser Zweck keineswegs erreicht werden konnte. Ich erklärte daher, wir wollten für heute die Sache einstellen. Zu Hause werde ich dann die betreffenden Stellen in ein eigenes Blatt übertragen und morgen dann allen gehörig vorlesen, damit sie dann die Sache regelmässig aufschreiben könnten. Mit dem waren alle recht wohl zufrieden. Ich hielt mein Wort, und damit war der beabsichtigte, aber verbotene Zweck recht ordentlich erreicht.

Endlich, endlich erschien auch der Tag, an welchem wir den letzten, aber auch den heftigsten Sturm zu bestehen hatten, nämlich der "Confirmationstag". Wir versammelten uns auf des Pfarrers Geheiss Mittag 1 Uhr zum letzten Mal in dessen Wohnung, wo dann eine Art von Vorinstruktion mit uns vorgenommen wurde, und wobei uns die feierlich ertappten Sachen recht wohl bekamen und gute Dienste leisteten. Aber dem Pfarrer, wie es wenigstens schien, war das sehr auffallend und nicht ganz recht, denn sein Barometer stand nicht ganz auf dem besten Wetter, und doch mussten wir jetzt gleichwohl ausziehen, freilich nicht gar weit, nämlich in die Kirche. Nach verrichtetem Gesang und Gebet fing der Pfarrer wörtlich folgendermassen zu reden an: "Es sind nun gegenwärtig 14 junge Christen, die wollen also auf den heutigen Tag ihr Taufgelübde bestätigen; allein, ich muss es zum Voraus sagen: ihr Zeugnis ist nicht ganz das Rühmlichste etc. (und erzählte dann von uns manches, das wir gleich nachher öffentlich als Unwahrheit erklärten, ohne dass er uns darüber zur Rede stellte). Was solche Worte in so wichtiger Stunde auf uns für einen Eindruck gemacht haben, lässt sich ohne Beschreibung leicht denken, nur soviel sei noch bemerkt, dass alle seine herrlichen und rührenden Reden, die er wirklich nachher hielt, auch nur einem einzigen von uns eine Träne zu entlocken vermocht hätten. Nach diesem begann nun die Prüfung, welche wir auch wie im Pfarrhause ordentlich bestanden und diesfalls von keinem Sturm mehr bedroht wurden. Und am Ende hatte ich noch die Ehre, das Lied Nr. 227 aufzusagen. Als dies beendet war, wurden wir zu dem wichtigsten Schritte, nämlich zum Handgelübde an den Taufstein berufen, wobei der Pfarrer jedes mit einem besondern kurzen Spruch empfing und verabschiedete.

Der meinige war: "Wer viel weiss, von dem wird auch viel gefordert", und er überhäufte mich sozusagen mit Lobessprüchen, aber dies machte mir gleichwohl wenig Freude, konnte ich dasselbe doch nicht für mehr halten, als nach abgebissenem Kopf den Stumpfen zu lecken, doch war es in etwelcher Hinsicht noch lächerlich, indem er dadurch der vorigen Jahr über mich verfassten Lügenschrift recht eigentlich noch das "Sigill" aufdrückte. Nachher wurde dann unter gewöhnlichen Festlichkeiten die so wichtigste Stunde geschlossen, und wir reisten wieder ins Pfarrhaus zurück, wo wir noch zu ferneren Besuchen aufs freundlichste eingeladen wurden. (Ich aber dachte: der

Schluss ist jetzt gemacht, Herr Pfarrer, gute Nacht! Und ich bin auch wirklich das letzte Mal bei ihm in der Pfarrhause gewesen.) Und dann wurden wir gänzlich entlassen.

N. B. Nun wäre also mein erster Abschnitt zu Ende, freilich könnte noch manches beigefügt werden; allein dasselbe wäre meistens dumm und Kindersache, daher von sehr geringem Werte, und es dürfte vielleicht in der Folge noch genugsam dergleichen zum Vorschein kommen. Vielleicht aber, wenn es mir Zeit und Umstände erlauben, stellte ich solche Sachen unter einem hiefür geeigneten Titel als Nachtrag dieser Lebensgeschichte bei.

Ich beginne demnach meinen 2 ten Abschnitt, enthaltend den ledigen Stand.

Jetzt war mein so lang ersehntes Ziel erreicht. Ich war vom Pfarrer und seinen wunderlichen Grillen erlöst, war einmal (zwar in kleiner Person) gross gewachsen, durfte unter die Zahl der Erwachsenen treten und an ihren Freuden teilnehmen, und doch war mir, so zu sagen, weder wohl noch weh, denn meine Krankheit wies mich eben noch öfter ans Haus, und erst jetzt fühlte ich recht eigentlich das Traurige meines Schicksals. Nun wurden wieder andere Ärzte um Rat und Hilfe angerufen, was zwar dasselbe Übel in etwas milderte, aber keineswegs gänzlich hob, weshalb mir eben noch manche Freude versagt und mancher Kummer und Schmerz verursacht wurde. Denn gewöhnlich zeigte sich die Krankheit am ehesten nach einem freudigen Tage, das heisst, wenn ich etwa beim Trunk einige Stunden Schlaf versäumte, dann war eben am folgenden Morgen das Übel wieder vorhanden, und ich konnte wieder einen Tag lang mit Schmerz und Angst das Bett hüten und überdies noch die derben Verweise meiner Eltern (die mir eben auch nicht angenehm waren) in grossem Masse empfangen, und doch konnte ich damals und auch jetzt noch dieselben nicht übel deuten, kamen sie doch aus einem liebevollen und um mein Wohl sehr besorgten Herzen. In solcher Lage fasste ich wohl manchmal den Entschluss, mich wo immer möglich dergleichen Anlässen in Zukunft zu entziehen, und ich bin auch gewiss zu dutzendmalen von der fröhlichen Gesellschaft ganz allein, ohne nur gute Nacht zu sagen, nach Hause gezogen und habe über meiner Lage bereits mein Lager mit Tränen benetzt und mit Unruhe die Nacht zugebracht. So blieb es noch einige Jahre. Aber nicht, dass ich hiemit sagen wollte, ich hätte gar keine Jugendfreuden genossen, gewiss nicht! Ich hatte deren noch gar viele, und wenn ich Zeit hätte, dieselben alle aufzuschreiben, würde es noch manchen Bogen Papier erfordern, denn wenn ich mich vor Trunk hütete und den Schlaf, wie schon gesagt, nicht so gar versäumte, so verstrichen manchmal mehrere Wochen, wo ich nicht das geringste davon verspürte, und allemal zeigte sich solches am Morgen, und ich bin auch niemals ausser dem Hause damit befallen worden, weshalb es auch nicht so weit unter die Leute kam. Wenn ich nicht irre, so wars im Jahre 1829, als ein Freund meinem Vater mitteilte, dass das Schwitzen am Morgen im Bett das Übel, wenn nicht heben, so doch in etwa mildern sollte. Begreiflich wurde auch dieses versucht, namentlich an solchen Morgen, wie ich sie oben bemerkte, und ich hatte die Freude, einige Male verschont zu bleiben. Dessen ungeachtet musste ich doch manche Freude und Belustigung, die meinen Altersgenossen zuteil wurden, entbehren, denn ausser in hiesiger Gemeinde habe ich viele Jahre keinen lustigen Anlass, Kirchweih oder Jahrmart etc. besucht, ausser einige Male den "Meienmarkt" in St. Gallen, und dies nicht aus Lustbarkeit, sondern aus wirklicher Neugierde, denn meine Vergnügen suchte ich nicht in den Wirtshäusern, sondern ich erfreute mich an der Besichtigung der vielen in der Stadt und um die Stadt zu sehenden Gegenstände und Sachen verschiedenster Art, namentlich der Dinge, die dann allemal auf dem Brühl zu sehen waren, wie Menagerien, Wachskabinette, Panoramen, kleine und grosse Personen und anderes mehr. Und ich kann nicht umhin, hier eine wunderbar gestaltete Person, die ich dort einmal gesehen habe, etwas zu beschreiben: Es war ein Mädchen, angeblich von 17 Jahren, gebürtig aus Frankreich, dieselbe sass oder stand - ich weiss nicht, wie ich es heissen soll - auf einem Tisch, denn sie hatte von Geburt an keine Beine. An deren Stelle aber waren ihre, dem Alter nach recht grossen Brüste gewachsen, mit welchen sie auch etwelche kleine Bewegungen machen konnte, und an der gewöhnlichen Stätte dieses Gewächses war sie, wie man sagt, wie ein gehobeltes Brett. An einer Hand war sie mit 6 Fingern versehen. Nachdem solches jedermann gezeigt worden war, nahm sie eine Violine zur Hand und spielte recht gut. Nachher übergab sie diese einem andern, und sie tanzte auf dem Tische ganz regelmässig und im schönsten Takt, indem sie sich auf den Händen herumtrieb. Auf diesen Plätzen blieb ich die grösste Zeit und verschleuderte mein grösstes Geld, und es hat mich auch noch nie gereut, was ich dafür ausgegeben. Aber in den Wirtshäusern genoss ich nur das Nötigste und Bedürftigste, und allemal bin ich rechtzeitig wieder zu Hause angelangt, denn, wie vorhin bemerkt, durfte ich mich nicht betrinken und den Schlaf versäumen, wenn ich nicht die bösen Folgen am folgenden Tage erfahren wollte. Aber nicht immer so verlief es bei lustigen Anlässen hierorts, denn an diesen konnte ich mich leider nicht gerade allemal des Trinkens enthalten und bei Sonnenuntergang

zu Bette gehen wie ein alter Mann, namentlich bei Musik oder Gesang, an dem ich von je her und heute noch mein grösstes Vergnügen hatte. Dann, ja dann konnte ich nicht allemal die nötige Vorsicht beobachten, und die Folgen blieben eben selten aus. Dummheit über Dummheit möchte mancher sagen. Freilich, Wahrheit über Wahrheit entgegne ich. Aber welcher junge und ohnedies gesunde Mensch wüsste nicht von eigenen Dummheiten zu erzählen? Auch das Alter sogar schützt vor Torheiten nicht. Nun, ich will von dieser meiner Krankheit für einige Zeit schweigen, indem es mehrere Jahre so ungefähr gleich mit mir stand, wie schon vorhin bemalt. Um diese Zeit waren die Lebensmittel so durchgangs recht billig, der Wein gerade wohlfeil, denn für 3 und 4 Kreuzer gab es einen trinkbaren, ordentlichen, und für 6 Kreuzer dann grad guten. Auch mit der Fabrikation stand es ziemlich gut, daher auch ein schöner Weberlohn. Dessen ungeachtet aber wollte mir das Weben je länger je weniger gefallen, und ich studierte Tag und Nacht, wie ich von demselben loskommen könnte, und ersuchte meine Eltern abermal, mich etwas anderes, am liebsten aber das Schreinerhandwerk erlernen zu lassen. Aber meine Bitten blieben ohne Erfolg, denn die leidige Krankheit stand mir ja allezeit im Wege. Und ich gestehe es frei, ich wurde eben bisweilen etwas missmutig, düster und auch zeitweise wirklich untätig, zumal mir bereits alle Hoffnung ausging, je aus dem Webkeller befreit zu werden. Aber was konnte ich machen? Mich von den Eltern trennen und eigensinnig wider ihren Willen handeln, das wollte ich nicht. Denn, obwohl ich mir auch schon etwas einbildete, glaubte ich gleichwohl, dass sie da noch aus Erfahrung mehr kennen als ich und dass es doch sicher ihre gutgemeinte Absicht sei, mich nicht von Hause wegziehen zu lassen. Um diese Zeit machte ich einmal ein kleines Lied, worin ich meinem Unmut über das Weben recht ordentlich Luft machte und mein diesfallsiges Schicksal in grellen Farben zeichnete. Ich sang es dann einmal nach einer alten Melodie beim Webstuhl in Anwesenheit des Vaters (ich würde dasselbe beisetzen, aber es ist mir wenig mehr davon im Gedächtnis) jedoch habe ich wenig Lob, vielmehr den Zorn des Vaters in hohem Grade damit geerntet. Auch jetzt ergab ich mich nicht so ganz willig in das, was ich jetzt nicht zu ändern vermochte, und schrieb folgenden Vers an die "Lad", den aber der Vater nicht lesen konnte.

"Sollt ich zum Weben sein geboren ?
O nein, o nein --- und doch,
Ich glaub, der Vater hat's geschworen:
Du Bub bleibst in dem Loch!"

Jetzt aber drängt es mich, für einige Augenblicke von meinen Verhältnissen abzuschweifen und einen Gegenstand zu beschreiben, der unsere ganze Gemeinde in nicht geringen Alarm brachte. Es war im Januar 1826, dass Hr. Pfr. Müller mit einem unbescholtenen Hausvater wegen seines mit einer ansteckenden äusserlichen Krankheit behafteten Knaben, welcher laut geistlichem Befehl gleichwohl die Kinderlehre und den Unterricht besuchen sollte, in einen ernsten Wortwechsel gekommen war, wobei jener dem Pfarrer auch so etwas gesagt haben soll, das ihn nicht gar sehr erfreut haben mag. Am folgenden Tag schrieb der Pfarrer einen schändlichen Brief an diesen, worin er nicht nur demselben, sondern der ganzen Gemeinde sozusagen Ehre und guten Namen raubte. Ich könnte solchen hier beifügen, weil ich im Besitz einer Abschrift desselben bin. Allein, es ekelt mich selbst, solche Worte nochmals zu schreiben. Ich begnüge mich daher zu bemerken, dass seiner Wohlehrwürden vor Gericht die ganze Gemeinde satisfaktionieren und dazu noch eine ordentliche Busse zahlen musste. Dass diese Handlung dem Pfarrer keine grosse Ehrerbietung zuzog, ist begreiflich, und der grössere Teil der Bürger hätte ihm kurzweg den Laufpass gegeben, wenn solches in ihrer Befugnis gestanden wäre. Man wandte sich diesfalls an die weltliche und geistliche Oberbehörde, welche dann eine Abordnung in den Herren Antistes Steinmüller und Regierungsrat Kuble zum Untersuchen der Sache hieher beorderten, aber dem Bürgerwillen nicht entsprechen wollten, und es schien, dass die Herren Schwarzröckler damals nicht verabschiedet werden konnten, wenn sie sich nicht offenbar gegen das 6. oder 7. Gebot (Anm. töten, ehebrechen) versündigten. In welchem traurigen Zustand die Gemeinde sich nun befand, weil Pfarrer und Bürger einander höchst abgeneigt waren und doch beisammen sein mussten, lässt sich, ohne es zu beschreiben, leicht denken, darum hievon genug für diesmal.

Jetzt wieder zu meiner Sache: Beinahe 2 Jahre vergingen wieder, in welchen sich in meinen sowie der Eltern Verhältnissen wenig Bemerkenswertes zutrug, und ich hielt meine "Trinkgeldele" so gut, als es einem jungen Burschen möglich war, zusammen, um mich dann später allfällig so oder anders mit eigenem Geld vom Webstuhl befreien zu können. Und ich verlegte mich noch eifriger auf das Lesen verschiedener Bücher, worunter auch einige der Medizin, um allfällig in diesen ein Mittel gegen mein Übel zu finden, aber umsonst. Auch die beabsichtigte Gründung einer Kasse gedieh nicht so ganz vortrefflich, jedoch erhielt sie im Herbst anno 28 einen unverhofften Zuwachs von 4 Thalern, ein Vermächtnis von einer damals verstorbenen Gotte. Aber gleichzeitig wurde in unserer Nähe ein

grösseres und bequemes Haus als das unsrige feilgeboten, und ich sowie der Bruder drangen sehr in den Vater, solches anzukaufen, und wir versprachen auch, etwas an den Kaufpreis zu zahlen, was dann auch geschah, aber freilich meiner Kasse nicht förderlich war. Kurze Zeit nachher konnte der Vater auch das bisherige Haus glücklich an den Mann bringen, und sein darauf habendes Betreffnis wurde in wenigen Wochen ausbezahlt, sodass die Bedingnisse auch beim neuen Besitztum ohne Schwierigkeiten erfüllt werden konnten. Es beunruhigten uns also diesfalls keine Sorgen, und wir zogen mit Freuden in dasselbe ein im Herbst dieses Jahres (1828).

1829: In diesem Jahr wurde mir eine Liebschaft angetragen: ein Mädchen von schönem Äussern und noch etwas Vermögen, so dass ich nach gewöhnlichen Ansichten eine gute Partie hätte machen können. Allein, ich wies dies Anerbieten ohne Bedenken ab. Nicht dass ich einen Abscheu gegen diese oder andere Schönen gehabt hätte, oh nein, gewiss nicht! Im Gegenteil, ich war auch wie andere Adamsöhne mit dem gewöhnlichen Naturtrieb begabt, und offen gesagt, mit Weh- und Demut betrachtete ich manches anständige und liebenswürdige Mensch, welches ich so gerne an mein Herz gedrückt und des Lebens Lust und Freude mit ihm zu teilen gewünscht hätte, so dass mir manchmal der Schöpferspruch ins Gedächtnis kam: "Es ist nicht gut, dass der Mensch alleine sei." Aber mit keinem hätte ich irgendwie Bekanntschaft angeknüpft, und zwar aus dem Grunde, weil ich das mir anklebende Übel nicht auf eigene Kinder fortpflanzen und übertragen wollte. Wenn ich nicht irre, wars im Jahr 1830, als mir ein Büchlein von Professor Oertel in Anspach zu Gesichte kam, worin die Behauptung ausgesprochen wurde, dass alle Krankheiten mit frischem Brunnenwasser ebenso gut oder besser als mit kostbaren Medizinen zu heilen seien. Und viele Dutzend Beispiele und Zeugnisse bestätigten solches. Dass ich diese Schrift ernstlich und freudig las, versteht sich, und bald wurde der Gedanke in mir wach, diesen guten und wohlfeilen Trunk auch für mein Anliegen und allfällig andere Fälle anzuwenden. Abgesehen von dem Sprichwort: "Was nichts kostet, ist nichts wert", probierte ich's bei mir und den Meinigen bei jeder Gelegenheit aus, und von Anfang bis zu dieser Stunde und wahrscheinlich bis an mein Ende freut es mich recht sehr, solches versucht zu haben. Denn im Laufe der Zeit hatte ich mehrmals das Vergnügen, recht glückliche Kuren zu machen, wovon ich dann etwas später die bedeutendsten aufzeichnen und beschreiben will. Aus unsern häuslichen Verhältnissen ist nichts Bemerkenswerthes zu berichten, desto mehr aber von äussern, denn ein in Paris ausgebrochenes Revolutions-Fieber, woselbst der König verjagt wurde, griff mit grosser Schnelligkeit um sich und verbreitete bereits in ganz Europa mehr oder weniger einen grossen Lärm und kam auch zu uns in den Kt. St. G. Bereits in jedem Winkel standen Männer auf, riefen zu Volksversammlungen, bliesen in die Lärmtrompete, klagten über Volksbedrückung, verlangten mehr Rechte für die Bürger und dafür weniger Abgaben und anderes mehr. So ging beinahe keine Woche dahin, in der man nicht von dergleichen Dingen hören oder beliebigen Falls selbst Anteil nehmen konnte, was mich auch zweimal bewog, an einer solchen Versammlung zuzuhören. Aber, frei gesagt, ich war keiner, der von Staatssachen etwas kannte, kam aber auch zur Überzeugung, dass mancher Wühler und Brühler (Anm. Brüller) in den gleichen Schuhen stand. Aber jetzt war's an der Tagesordnung, nur recht zu schimpfen und zu lästern über die bisherige Ordnung, um eine neue zu schaffen, so dass sich die Landesbehörde bewogen fand, dem Willen der Unzufriedenen zu entsprechen und die gesetzlichen Anordnungen traf, einen neuen Rath durchs Volk wählen zu lassen, welcher eine andere Verfassung fabrizieren musste. Nach langem Harren und unter entsetzlichen Wehen aller Art ward endlich gegen das Frühjahr 1831 das neue Staatswerk vollendet und den Bürgern zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt. Auch hiebei gab's wieder manches zu sehen und zu hören, das nicht so ganz erfreulich war, denn nur wenigen wiederum war's ganz recht. Die einten hatten dies, die andern das auszusetzen. Jedoch die Mehrzahl, des Lärmens endlich satt, nahmen dieselbe an, und die Minderheit fügte sich in die gesetzliche Ordnung.

1832: Im Herbst dieses Jahres kam ein wandernder Franzose, namens Karolus Emanuel Jampirein (Anm. Jean-Pierre?), in unsere Gegend, der sich als Doktor, Distelator (Anm. Destillateur), Geisterbanner und weiss ich für was mehr ausgab. Und wenige Tage nachher ward mir die Freude zuteil, diesen Wundermann persönlich zu sehen und zu sprechen. Im ersten Augenblick unseres Zusammentreffens, gleich nach der gegenseitigen Begrüssung, sagte er: "Junger Mensch, ihr seid auch krank!" - "Sie irren sich, Herr Doktor," entgegnete ich, "mir ist's jetzt vögelewohl." - "Mag sein, gerade jetzt," versetzte er, "aber gleichwohl seid ihr mit einer gefährlichen Krankheit behaftet," und er nannte mir sogleich das früher erwähnte Übel. Wie er dies wissen konnte, der mich vorher nie gesehen und ohne Zweifel nichts von mir gehört hatte, war mir damals und bis jetzt ein unerklärliches Rätsel. Aber gleichwohl musste ich ihn für einen kenntlichen (Anm. einer, der sich auskennt) und uneigennütigen Doktor halten, indem er mir so ganz zuvorkommend und unentgeltlich ein Mittel

angab, womit ich meine Krankheit los und solche einem jungen Hund mitgeteilt werden könne. Diese überraschende Mitteilung erregte in mir und meinen Eltern grosse Freude, und wir waren fest entschlossen, bei erster Gelegenheit (im Moment des Anfalls) solches auszuführen. Jedoch Wochen und Monate verstrichen, und wir konnten solches nicht versuchen. Aber je mehr wir darüber nachdachten, desto schwieriger schien uns die Durchführung dieses Unterfangens. Mittlerweile pilgerte und praktizierte (wenn ich's so nennen darf) genannter Karolus im Kt. Appenzell und im obern Toggenburg herum, kam aber auch von Zeit zu Zeit wieder hieher und hielt sich dann gewöhnlich wieder einige Tage bei einem unpatentierten Mediziner in meiner Nähe auf, woselbst ich mich auch mehrmals einfand, indes er gegen mich so ziemlich offenerzig war und mir manches von seinen Reisen, Kuren und Kunststücken mitteilte, das ich nicht immer für gute Münze halten konnte. Ja, ich war einmal Augen- und Ohrenzeuge, wie er eine angeblich von bösen Leuten herrührende Krankheit mittels Medizinen und Zauberformeln zu heben vorgab, und auch anderer nicht gerade rühmenswürdiger Handlungen, so dass ich in ihm nicht mehr den uneigennütigen Doktor (obwohl ich ihm medizinische Kenntnisse nicht absprechen will) finden konnte, sondern ihn eher für einen schlaun und abgefeimten Betrüger halten musste, weshalb ich das frühere Zutrauen gänzlich verlor und mich so allmählich von ihm abzog, indem ich seine Taten nicht für ehrlich und redlich halten konnte. Auch das gegen mein Übel mitgeteilte Mittel liess ich ausser Acht und wandte es nie mehr an. Glücklicherweise, und weil er hierorts keinen grossen Speck erwarten konnte, verliess dieser Pfiffikus unsere Gegend und trieb sein Wesen anderwärts, wurde spätere polizeilich arretiert und in sein eigen Vaterland spediert.

Das Jahr 1833 floss für mich und die Meinigen ziemlich einförmig dahin. Ich blieb, weil ich eben nichts anderes beginnen konnte, beim Webstuhl. Meine freien Stunden brachte ich wie immer grossenteils mit Schreiben und Liederlernen oder mit Lesen von verschiedenen Büchern zu, wobei ich mit Vorliebe an Gedichten und Geschichte hing, was freilich nur meiner Neugierde zusagte, aber meine Kenntnisse in diesen oder jenen nützlichen Geschäften oder Berufen wenig bereicherte. Aber auch andere Bücher hielten mich bisweilen so ordentlich zu Hause fest, und gerade zu dieser Zeit auch eines von dem berühmten Schweizer Doktor "Barazellus" (Anm. Paracelsus), welches mir ein Freund behändigte mit dem Ansuchen, mit ihm dasselbe gemeinschaftlich zu studieren, um, wie er hoffte, einen grossen Gewinn zu erzielen. Aber ich hatte schon von vornherein keine besondere Lust dazu, indem ich gar wohl wusste, dass schon manche Gelehrteren als wir jahrelang, ja sogar bis an ihr Lebensende sich unter bedeutenden Kosten und doch vergeblich abgemüht hatten, die geheimen Dinge desselben zu erforschen. Gleichwohl durchblätterte ich dasselbe, zwar nicht so ganz genau, aber, kurz gesagt, das ging über meinen Verstand, und ich kam fast in Zweifel, ob der Verfasser solches nicht im Fieber, Traum oder gar im Rausch geschrieben habe. Ich behändigte dasselbe dem Eigentümer wieder, ohne mich weiter darum zu bekümmern. Weit mehr interessierte mich ein Buch, betitelt:

"Weisse und schwarze Magie", in welchem zu lesen und zu verstehen war, wie gar viele sogenannte Taschenspielerkünste mittelst Geschwindigkeit und bezeichneten Apparaten ausgeführt werden können.

Jedoch soll damit nicht gesagt sein, dass ich immer beim Webstuhl oder bei Büchern gesessen habe. Oh nein, gewiss nicht! Ich nahm auch teil an Belustigungen mancher Art. Aber, wie schon früher bemerkt, musste oder sollte ich mich so ziemlich ordentlich und mässig verhalten, um nicht folgenden Tages meine Unvorsicht büssen zu müssen. Aber dem muss ich doch noch beifügen, dass es, seitdem ich Wassermann oder Wassertrinker geworden bin, mit dem mehrmals genannten Übel mit mir weit besser stand als früher, obwohl ich nicht der Ansicht war, wie noch manche andere, dass ein tägliches Quantum von mehreren "Maasen" (Anm. Massen) hiezu erforderlich sei, sondern in der Regel nur gewöhnlich morgens und abends 1 bis 2 Gläser voll trank, bisweilen auch den Tag hindurch etwa ein paar Gläser voll, aber dann bedeutend mehr nach sogenannten Freudenfesten, wobei ich den Schlaf versäumt und etwas zu tief ins Weinglas geguckt hatte. An solchen Abenden und Morgen, jawohl, unterliess ich nicht, recht ordentlich grosse Portionen zu trinken.

1834: Dies Jahr darf ich wohl mit Recht ein denkwürdiges nennen. Es war in Hinsicht auf die Witterung das früheste, wärmste und auch das beste, dessen ich mich erinnern kann, denn hie und da schwärmten die Bienen schon Mitte April, und auch in den letzten Tagen des Mai sah man in fetten und sonnigen Wiesen Heu einsammeln.

Aber nicht bloss der Frühling, sondern auch der Sommer war ausgezeichnet trocken und warm, weshalb das Emd an vielen Orten ausbrannte und im ganzen sehr klein wurde. Dessen ungeachtet entstand kein besonderer Futtermangel, indem solches sehr nahrhaft und ergiebig war. Auch die

Stroh- (Getreide) und andere Feldfrüchte waren von vorzüglicher Qualität, und erst der Herbst, was brachte dieser für einen ausgezeichneten Wein hervor, der gewiss jetzt noch bei gar vielen ein ehrenwertes Andenken sein und bleiben wird. So viel im allgemeinen.

Im besonderen war aber dieses Jahr für unsere Gemeinde denkwürdig, indem ein neues Gesetz den ev. Bürgern oder Gemeinden das Recht einräumte, ihre Geistlichen unter gewissen Bedingungen zu entlassen und ihnen den Abschied zu geben. Dass dasselbe hierorts von gar vielen freudig begrüsst wurde, ist begreiflich. Und das von Pfarrer A. Müller in die Gemeinde gelangte und gelegentlich noch geschürte Feuer brach auf einmal in helle Flammen aus. Unverzüglich und leicht wurde die mehr als gesetzliche Anzahl Unterschriften gesammelt und dem Kirchenverwaltungsrat behändigt und die Abhaltung einer Bürgerversammlung laut besagtem Gesetz verlangt. Die Behörde aber, in ihrer Mehrheit aus gewissen Gründen dem Pfarrer nicht so abgeneigt, wollte nicht anbeissen, sondern suchte unter allerlei Vorstellungen die Bürger von ihrem Vorhaben abzuhalten. Diese aber liessen sich nicht täuschen, sondern beharrten auf dem gestellten Begehren. Es wurden jedoch immer mehr Ausflüchte gesucht, und die Sache zog sich ziemlich in die Länge. Während dieser Zeit aber war es nicht mehr so ganz angenehm in der Gemeinde, denn je länger sich die Behörde weigerte, desto eifriger regte sich ein grosser Teil der Bürger, so dass sich bereits jede Woche bald hier, bald dort eine Anzahl Bürger versammelten und bewährten Männern ihre Ansichten und Aufträge erteilten und entschlossen waren, die Sache höhern Orts anhängig zu machen. Aber auch die Behörde hatte diesfalls bedeutende Arbeit, zumal weder diese noch jene nachgeben wollten. Auf Antrag eines friedliebenden Mitgliedes aber versammelten sich Behörde und Bürger endlich einmal zu einer gemeinschaftlichen Besprechung dieser famoson Sache, wobei sich die Behörde deutlich davon überzeugen konnte, dass von Seite der Bürger kein Nachgeben zu erwarten sei. Ja, es fehlte nicht mehr gar so viel, und es wäre einem wohlweisen Mitglied des Rats dieser Glaube handgreiflich eingepägt worden. Danach stellte obgenannter Friedliebende den Antrag, dem Pfarrer noch eine Frist (weiss nicht mehr wie lang) zu freiwilliger Resignation zu bewilligen, und wenn diese nicht benützt werde, die Entscheidung dann ohne weiteres vor die Gemeinde zu bringen, welcher Antrag sodann von Bürgern und Behörde angenommen wurde.

Herr Müller zog es begreiflich vor, freiwillig zu resignieren und verliess dann, wie die Katz das Taubenhaus (ohne Abschiedspredigt), die Gemeinde. Und Friede und Freude kehrten auch bald wieder ein. Noch manches schöne Münsterlein könnte ich von diesem Herrn beifügen, aber es genügt mir schliesslich, nur noch zu bemerken, dass derselbe auch anderwärts als Pfarrer kein begehrter Artikel war, sondern im Privatstand nachher als Wirt und Gastgeber bei der Brücke in Oberbüren figurierte, von wo aus er aber wegen Sodomiterei bei Nacht und Nebel Weib und Kinder verlassen hat und sein Heil in der Flucht nach Amerika suchte. Jetzt aber Punktum und Streusand drauf! ----

1835: Aus dem Jahr 1835 ist mir nichts Bemerkbares in Erinnerung, ausser dass ich von unserer ev. Genossenschaft als Mitglied der Rechnungskommission bei der Pfarrei- und Schulverwaltung ernannt wurde, aufrichtig gesprochen, eine Ehre, die mich spottwenig freute. Wohlwissend, dass ich kein guter und schneller Rechner war, hatte ich sicher alle Ursache zu bezweifeln, ob ich diese meine Aufgabe ehrlich und redlich zu lösen im Stande sei. Ja, mit klopfendem Herzen wohnte ich der Sitzung bei, an welcher die Hr. Pfleger ihre Rechnungen ablegten, fürchtend, es möchte meine Unbeholfenheit in diesem Fach der Behörde bekannt werden und ich als Lummel betrachtet werden. Jedoch, die Sache ging wider Erwarten so ganz übel nicht aus, indem ich wohl meistens, aber doch nicht gerade allemal der letzte war, der eine richtige Summe fertig brachte, was wenigstens mir genug war. Nachdem nun meine Arbeit so glücklich beendigt war, liess ich's mir wie die andern Herren bei einem Glas Wein noch eine Weile wohl sein, mochte es ja leiden, indem ich in einigen Stunden einen ganzen Gulden verdient, denn darin bestand mein Salär, doch nein, nur erhalten, denn später hatte ich noch die Protokolle und früheren Rechnungen der Behörde durchzusehen und dann meinen Rapport über den Befund der Dinge zu machen, was mir freilich noch manche Stunde Arbeit gab. Allein, dies konnte ich gelegentlich und zu Hause tun, und ich hatte dabei das Vergnügen, in die ganze Arbeit der Behörde hineinzusehen, wobei ich manches fand, das mir bis anhin ganz fremd war und mich nicht wenig interessierte, sodass ich für meine gehabte Mühe und Besorgnis vollkommen entschädigt war und auch später meine Freude daran fand.

1836: Nachdem ich nun mehr als volle 4 Jahre (und wahrscheinlich durch den Gebrauch des Wassers, denn anderes wurde nicht angewandt) von meinem Übel befreit blieb, glaubten ich und die Eltern, dass ich gänzlich von demselben erlöst sein werde, und es trat daher in unsern Gemüthern eine grosse Veränderung ein, und in mir stieg wieder die Hoffnung auf, mich endlich doch noch vom Webstuhl befreien zu können. Aber was sollte ich anfangen? Ein Handwerk zu erlernen und im 30.

Jahr noch Lehrbub zu werden, das wäre doch etwas ungereimt, lächerlich oder gar närrisch gewesen, davon konnte jetzt keine Rede mehr sein. Aber mit mancherlei andern Plänen beschäftigte ich mich längere Zeit. Jedoch bei allen kam mir so ein Hemmschuh in den Weg, den ich zu beseitigen für schwierig halten musste.

Endlich entschloss ich mich, zuallererst eine Frau zu suchen und einen eigenen Haushalt zu führen in der Hoffnung, es werde mit der Zeit sich etwa eine Gelegenheit finden, die mich aus dem Loch erlösen könnte, zumal ich jetzt Arbeit genug mit schönem Lohn hatte und daher ordentlich verdienen konnte. Diesen meinen Entschluss gab ich gelegentlich so in Scherz und Ernst einigemal kund, und ich glaubte, so annehmen zu dürfen, dass mir von Seite der Eltern keine Hindernisse gemacht werden, falls ich das Glück hätte eine passende Person auszuwählen oder, ich will lieber sagen, zu finden.

Zu dieser Zeit lebte in nicht gar weiter Entfernung von mir ein schönes, arbeitsames und rechtschaffenes Mädchen, mit einem Wort: ein lebenswürdiges Geschöpflein. Freunde und Nachbarn, ja sogar die eigene Mutter gaben sich ziemlich Mühe, mir dasselbe angelegentlichst zu empfehlen und beliebt zu machen. Aber, alles dessen ungeachtet, konnte und wollte ich mich nicht entschliessen, ein Bekanntschafts- oder Liebesverhältnis anzuknüpfen, und zwar einzig aus dem Grunde, weil ich gar wohl wusste, dass einer meiner besten Freunde, der mehr war und mehr hoffen konnte als ich, wirklich mit Liebe an derselben hing und doch trotz all seinen vielen Bemühungen dennoch keine Gegenliebe von ihr erwerben konnte. Nein, nein, diesem wollte ich nicht den letzten Keil in sein schon wundes Herz schlagen und seine vielleicht noch nicht aufgegebene Hoffnung gänzlich zertrümmern. Gewiss, dazu war ich nicht fähig, denn ich war des Glaubens, dass nicht nur dieses, sondern noch manches andere heiratslustige Mädchen anzutreffen sein werde. Ich gab deshalb abschlägige Antwort und blieb dabei, hatte auch niemals Ursache, solches zu bereuen, denn jenem Freunde hatte ich später vieles zu verdanken.

Nicht gar lange nachher warf dann Anna Maria Mock, die kinderlose Witwe eines meiner Mitkonfirmanden, so ein kleines Fünkeln Liebesglut in mein Herz, das allmählich zu flammen und zu brennen anfang. Daher benutzte ich jede Gelegenheit, diese etwas genauer als bisher kennenzulernen, und gewann dann bald die Ansicht, dass diese für mich nicht so ganz unpassend sein könnte. Und nachdem ich erfahren, dass sie mir auch nicht abgeneigt war, knüpfte ich wirklich Bekanntschaft mit derselben an, aber gleichzeitig fing die Fabrikation etwas zu "schlinken" an, so dass ich aufs Stück (16 Stab) einen Abbruch von 15 Kreuzern erhielt. (Anm. 1 Stab = 2 Ellen; ca. 1.20 m) Allein, dies hinderte mich nicht, mein Vorhaben weiter zu verfolgen, und ich besuchte meine Geliebte nach Sitte und Mode alle Wochen einmal. Und es dauerte auch nur kurze Zeit, so schlossen wir den ehelichen Bund, zwar nur einsam und bei Hause. Mit der kirchlichen "Ceremonie" wollten wir noch einige Zeit warten, bis wir zum eigenen Haushalt noch besser eingerichtet oder die Industriekrise wieder beseitigt wäre. Aber mit dem letzten "happerte" es gewaltig, denn bald darauf folgte abermals ein gleicher Abbruch an Weberlohn. Dessen ungeachtet aber liessen wir uns nicht aufhalten, indem wir als sicher annehmen konnten, dass unsere Kassen doch wenigstens die Ausgaben zu bestreiten im Stande sein werden und wir jedenfalls ohne Schulden den eigenen Haushalt anfangen konnten. So wurde die kirchliche Trauung im folgenden Jahr 1837 vollzogen, und wir wurden zum ehelichen Leben nach Übung eingeseget.

Es beginnt daher mein 3. Abschnitt, enthaltend den Ehestand.

Nun waren also mein erster Wunsch und mein erstes Vorhaben erfüllt: ich hatte eine schöne, ordnungsliebende und arbeitsame Frau, die ich liebte, und von deren Gegenliebe ich auch wirklich überzeugt sein konnte. Wir wohnten bei meinen Eltern billig im Hause, welche uns mit Rat und Tat an die Hand gingen. Kurz und gut, der Anfang liess wenig zu wünschen übrig, bloss meine Kasse war so ziemlich erschöpft, obwohl wir sicher keinen unnötigen Aufwand über die Hochzeit gemacht hatten. Leider erfolgte nach wenigen Wochen abermals ein Abbruch am Weberlohn, so dass es jetzt nicht so ganz nobel (Anm. rosig?) aussah, mich so bald vom Webstuhl befreien zu können, denn der kleine Verdienst und die stets noch nötig gewordenen Anschaffungen von diesem und jenem waren gar nicht geeignet, meine Kasse zu äufnen. Ich gab jedoch die Hoffnung nicht auf, dass mir solches etwa später noch möglich werden sollte, indem dies eben jetzt mein sehnlichster Wunsch war. Allein, diese Hoffnung wurde immer weiter hinausgerückt. Dessen ungeachtet lebten wir dennoch recht freudig und vergnügt, waren beide gesund und wohl, hatten bei kleinem Verdienst gleichwohl genügend Arbeit, so dass wir an nichts Nötigem Mangel litten. Und der Friede und die gegenseitige Liebe machten unser Leben recht angenehm. Unter solchen Verhältnissen kam dann das Jahr 1838, und im ersten Monat schon ein Mitesser, zwar nur ein kleiner, denn meine Frau beschenkte mich zwar nicht unerwartet,

und doch muss ich sagen: unverhofft, mit einem Töchterlein. Ich sage nochmals: unverhofft, denn das ganze Geschäft ging sehr schnell und glücklich vonstatten, ja, ehe die gerufene Hebamme erschien. Ich musste daher gern oder ungern selbst den Geburtshelfer ausmachen, binden und lösen, so gut es gehen mochte. Wie mir dabei zu Mute war, weiss ich noch wohl, aber schreiben mag ich's doch nicht. Aufrichtig gesagt: acht Tage vorher, an der Jägerletze in der Ruhrmühle, hat's mir besser gefallen, und bin auch billiger weggekommen. Aber eben, so geht's auf der Welt. Sie bietet immer eine Mischung von Saurem und Süssem, Angenehmem und Unangenehmem, und das mag doch gut sein, denn immer das Gleiche, und wäre es steter Jubel und Freude, müsste doch sicher am Ende langweilig werden.

Daher ist auch das Unbeliebige bisweilen noch recht dienlich, denn gerade auch dieses Geschäft hat meine Erfahrungen doch etwas bereichert, was mir später recht wohl bekam. Übrigens ging alles seinen schönen, guten Gang. Frau und Kind blieben gesund und wohl, aber an manches musste ich mich gewöhnen, das mir bis anhin fremd war. Zudem wurden meine Ausgaben immer etwas grösser, während bei den Einnahmen leider das Gegenteil der Fall war. Aber nicht, dass wir Mangel an irgendeinem Nötigen gehabt hätten, oh nein! Wir hatten unser rechtes Auskommen und, was doch die Hauptsache war, Gesundheit und ehelichen Frieden, daher ein freudiges Leben.

1838: Diesen Sommer wurde das eidgenössische Schiessen in St. Gallen abgehalten, und zwar vom 1. bis und mit dem 7. Juli. Alles, was Füsse hatte (wie man sagt), ging dahin, so auch ich und meine Frau, am ersten, dem Eröffnungstage, und wir langten morgens vor 8 Uhr in der festlich geschmückten Stadt an. Welch eine Pracht, welch eine Menge von Gefährten und Fussgängern auf allen Strassen und Wegen! Ein für uns noch nie gesehenes, interessantes Schauspiel. Obwohl seitdem jetzt wo ich's schreibe, viele Jahre verflossen sind, so ist mir doch noch manches in Erinnerung, und ich will daher, so gut ich's kann, noch etwas davon aufzeichnen.

Der Schützenplatz war auf dem Brühl, ganz nahe bei der Stadt. Ein grosser, dreifacher Triumphbogen von Laubwerk und Blumen, von kleinen Fahnen umweht und mit Inschriften geziert, schmückte den Eingang. Links gelangte man zuerst zur Speisehütte, auf der andern Seite grüssten die Wappen aller Kantone, auf den Giebelfeldern standen Gemälde von alten Schweizerhelden mit Inschriften. Die Speisehütte war so gross, dass 2800 Personen zu Tische sitzen konnten. An der Rednerbühne stand geschrieben: "Das freie Wort zum freien Volk, ein Samenkorn, das Früchte bringt." Der Gabensaal und Fahnenturm war ein sehr schönes, achteckiges Gebäude. Mit den Aufschriften der 7 Stickscheiben: Gerechtigkeit, Treue, Eintracht, Vaterland, Freiheit, Gemeinsinn, Gleichheit bemalt, liess er die kostbaren Gaben durch die Fenster sehen. Oben auf demselben wurden die Fahnen der Gesellschaften aufgepflanzt und gewährten in ihrem bunten Farbengemisch einen herrlichen Anblick. Hoch über dieselben ragte die schöne, grosse eidgenössische Mutterfahne.

Nicht weit davon war ein schöner Brunnen, dessen Stock, aus zusammengebundenen Stäben bestehend, unser Kantonswappen sowie das Sinnbild der starken Eidgenossenschaft darstellte. Nahe dabei der Schützenstand in 41 Abteilungen, in der Mitte die Aufschriften obiger Stickscheiben. Links vom Schützenhaus stand das ebenfalls grosse und schöne Kaffeehaus, und rechts standen mehrere verschiedene Schreibzimmer, das Wachthaus, die Kugelgiesserei und Büchenschmiede. Auch ein sehr hoher Freiheitsbaum stand auf dem Platze, oben eine grosse Flagge. Am andern Ende des Platzes stellten sich diesen Gebäuden 41 Scheiben stolz entgegen. Am Vormittag, etwa um 10 Uhr, sammelten sich die zahlreichen Schützengesellschaften und eine ungeheure Menschenmasse beim Waisenhaus und begaben sich in folgendem Zuge nach dem Festplatze: Voran die beiden Korps der Kantonsschule mit Tambouren und Artillerie. Dann folgten eine Abteilung Militär, die Zeiger, in Rot und Weiss gekleidet, die Markensammler und Sekretäre, die Musik von Rorschach, eine Abteilung Scharfschützen als Fahngarde, die eidgenössische und kantonale Schützenfahne, verschiedene Komitees, eine Abteilung Scharfschützen, die Militärmusik, die Schützengesellschaften, jede mit ihrer Fahne, und zuletzt wieder Militär.

Beim Gabensaal angelangt, übergab der bisherige Präsident Druet von Lausanne dem neuen Präsident Näf die Fahne, welcher diese aufpflanzen liess und das Schiessen als eröffnet erklärte. Hierauf folgten 22 Kanonenschüsse und ein Gesang der Kantonsschüler. Die Zahl der anwesenden Menschenmenge wurde auf 50'000 geschätzt. Nun strömte alles auseinander, die einen dahin, die andern dorthin, und das Schiessen sowie Essen und Trinken begann sehr lebhaft. Nachdem auch unsere Leibesbedürfnisse befriedigt waren, machten wir eine Rundreise durch die Stadt und begaben uns alsdann auf eine Anhöhe, von wo aus wir eine schöne Aus- und Übersicht auf Stadt und Festplatz geniessen konnten. Aber daselbst begegnete meiner Frau ein kleiner Unfall, der langweilig zu werden schien, indem sie an einem rostigen Nagel die linke Handballe ziemlich tief verletzte, was ihr sogleich eine grosse Geschwulst und Schmerzen verursachte und uns beiden die Freude verkümmerte, indem sie einige Mal bereits ohnmächtig wurde. Jedoch durch das Verbinden und

Eintauchen bei jedem vorbeikommenden Brunnen wurde der Schmerz nach und nach etwas gemildert. Nach einigen Stunden, die wir auf dem Festplatze zubrachten, beehrten wir gegen Abend noch die Speisehütte, um unsern Vesper zu geniessen, und zogen dann so allgemach von der Stadt weg. In Herisau angelangt, hielt sie die wunde Hand beinahe eine halbe Stunde lang in den Brunnen beim Rebstock, und dies befreite sie gänzlich von ihren Schmerzen. Freudig tranken wir hierauf noch einen guten Halben und kamen dann auch glücklich, aber nicht gar früh nach Hause. In drei Tagen war die Hand auch beim steten Gebrauch wieder heil und zu jedem Geschäft brauchbar, aber mir begegnete folgenden Tages etwas, das mich und die Meinigen recht sehr bedrückte: meine früher erwähnte und beseitigt geglaubte Krankheit, von der ich mehrere Jahre nicht die geringste Spur mehr zu leiden hatte, machte mir so ganz unerwartet wieder einen Besuch, der mir eben nicht besonders angenehm war. Übrigens ging alles im Hause seinen alten, gewöhnlichen Gang bis im Oktober. Da trat dann plötzlich eine Änderung ein, indem nach einem nur 4-tägigen Unwohlsein die Mutter ganz unerwartet das Zeitliche gesegnet und ihre irdische Laufbahn beschlossen hat, was uns allen einen herben Verlust verursachte und namentlich den Vater lange Zeit schmerzlich drückte. Von da an musste meine Frau die Hausgeschäfte für uns, den Vater, sowie für seinen bei uns wohnenden ältern Bruder besorgen. Jedoch, wir konnten und mussten uns in die veränderten Verhältnisse recht gut schicken, indem gegenseitig Friede und Verträglichkeit im Hause herrschte. Ohne mich an etwas Besonderes erinnern zu können, verstrich die Zeit wieder so ziemlich ordentlich, bis zum November 1839. Da gebar meine Frau ein zweites Kind, ein gesundes und munteres Knäblein. Dieses aber kam nicht gerade so im Sturmschritt, sondern wirklich etwas langsam zur Welt. Im übrigen ging alles so seinen guten Gang, so dass die Frau in wenigen Tagen sich wieder gut und wohl befand. Aber mir machte meine Krankheit leider wieder einen Besuch, der mich und die Meinigen nicht sehr erfreute, sondern gegenteils sehr betrübte. Jedoch, was machen? Ich wusste mir keinen bessern Rat, als mich wieder mehr als bis anhin an das Wassertrinken zu halten, was ich für das Beste hielt, und was sich auch wirklich in der Folge zu unserer Freude tatsächlich als Bestes erwiesen hat.

Nachdem sich nun meine Familie wieder um ein Glied vermehrt hatte, hatte ich begreiflich auch wieder mehr Mühe und Arbeit, mich und die Meinigen zu ernähren und zu kleiden, zumal der Frauen-Verdienst in bar bei aller Tätigkeit eben nicht mehr gross war. So musste und konnte ich mir manche Einschränkung gefallen lassen, zumal mich die Liebe zu Frau und Kindern ohne Zwang ganz wohl bei Hause hielt, was im ledigen Stand schwerlich geschehen wäre.

Von nun an ging alles sodann seinen gewohnten Gang mit wenig, jedoch so genugsam Geld, dass wir unsere notwendigen Bedürfnisse bestreiten konnten, bis zum 28. November 1840. An diesem Tage wurde mir dann mein drittes Kind, ein schwaches, kränkliches Knäblein, geboren, welches viele Mühe und für ärztliche Hilfe manche Gelder erforderte, sodass die Frau dem Webstuhl gänzlich entsagen musste, womit unser Einkommen wieder geschmälert wurde. Wir entschlossen uns, einen kleinen Spezereihandel anzufangen, indem wir hofften, diesfalls auch etwas verdienen zu können. Jedoch bei wenig eigenem Geld wurde der Profit auch nicht gross, aber das Wenige bekam uns doch wohl. Im März 1841 aber trat wieder eine grosse Veränderung in unsere Verhältnisse ein, indem der Vater nach einer Krankheit von nur 8 Tagen seine irdische Laufbahn beschloss. Ich ward daher genötigt, dessen Haus von meinem Bruder käuflich zu übernehmen, was mir wieder bedeutend grössere Auslagen als bis anhin verursachte, indem der mir zugefallene Erbteil nur etwa 200 Gulden betrug. Daher hatte ich auch dem Bruder so viel zu entrichten, so dass der Zins für mich bedeutend grösser wurde, und zudem musste ich auch für Holz und Unterhalt sorgen, was weit mehr, als ich glaubte, erforderte.

Gegen Ende dieses Jahres gebar mir die Frau das 4. Kind, ein Töchterlein, gesund, wohl und gut wie noch keines der Meinigen. Aber mit meinem jungen Knäblein stand es trotz vielseitiger ärztlicher Hilfe immer noch recht miserabel. Und im Frühjahr 1842 suchten wir für dasselbe wieder bei einem andern und zwar dem 5. Arzt Rat und Hülfe. Allein, derselbe machte uns schon beim ersten Anblick wenig Hoffnung, demselben die Gesundheit herstellen zu können, und nach etwa 3 Wochen erklärte er, mir das Geld nicht länger umsonst abzunehmen, seine Kunst sei hier unvermögend, Hülfe zu verschaffen. Er erteilte uns aber den Rat, das Kind in von der Sonne erwärmtem Wasser zu baden, demselben so wenig als möglich Milchspeisen, sondern das Gleiche, was wir essen, auch zu geben und als Trank Eichelkaffee, mit weissem Zucker versüsst. Und - oh Wunder, von Woche zu Woche ward es zusehends besser, und nach etwa zwei Monaten war dasselbe zu unserer Freude vollkommen gesund und wohl. Allein nicht lange nachher fing unser jüngstes, bisher so gutes und munteres Kind an zu kränkeln, sodass wir auch genötigt waren, für dieses ärztliche Hilfe zu suchen. Dass ich unter solchen Verhältnissen keine Mittel sammeln konnte und meine Barschaft stets in wenigem bestand, ist kaum zu bemerken nötig. Jedoch hatten wir noch keinen Mangel an Nahrung und Kleidung. Im Herbst aber starb der schon seit Anfang 1824 bei uns wohnende Bruder meines seligen Vaters (mein Taufpate), und ich erhielt von demselben als Vermächtnis und Erbteil 114 Gulden samt etwas

Kleidern und Hausrätlichkeiten, was mir begreiflich sehr wohl bekam, indem ich 100 Gulden an das Haus abzahlen konnte. Das übrige aber war bald in der Haushaltung verbraucht, denn um diese Zeit befand sich meine Frau wieder in der Hoffnung und war öfters sehr unwohl, sodass auch für sie ärztliche Hilfe angewendet wurde. Von da an konnte ich trotz allem Rechnen meine Einnahmen und Ausgaben nicht mehr in Einklang bringen, sondern fand mich genötigt, hie und da einige Gulden zu entleihen, was mir zwar keine grosse Mühe machte, denn an Kredit fehlte es mir nicht, jedoch war dies für mich ein sehr missliebiges Geschäft, indem ich zum voraus einsehen musste, dass mir das Zahlen früher oder später schwer fallen werde, denn auf ein baldiges Vorwärtskommen war die Hoffnung sehr klein. Unter diesen Verhältnissen ging das Jahr allmählich seinem Ende entgegen, und das so verhängnisvolle Jahr 1843 nahm seinen Anfang mit eben nicht ganz freundlichen Aussichten, denn mit meinem kranken Kinde wollte es nicht vorwärtsgehen, und mit der Frau ging es eher schlimmer als besser, indem sich zu dem Bisherigen noch sehr beissender Husten gesellte, der ihre Kräfte nach und nach ziemlich schwächte. Jedoch besorgte sie die Hausgeschäfte grösstenteils noch selbst, sodass ich an meiner Arbeit diesfalls wenig verkürzt wurde, und die Kinder pflegte sie mit mütterlicher Liebe und Treue.

Zur Zeit, als ihre Niederkunft nächstens zu erwarten war, fing sie heftig an, aus der Nase zu bluten, es war in der Nacht vom 27. auf den 28. März. Von dieser seltsamen Erscheinung nichts Gutes ahnend, suchte ich ohne Zögern alsbald ärztliche Hilfe bei Herrn Dr. Landis. Aber seine während 6 bis 7 Stunden mancherlei angewandten Mittel blieben ohne Erfolg, und er wünschte selbst, dass ein anderer Arzt berufen würde. Nach dem Wunsch der Frau schickte ich sogleich nach Dr. Hartmann, welcher auch so bald als möglich erschien. Jedoch auch dessen Medizin war erfolglos, worauf er Schnee- und Kaltwasserumschläge über den Kopf anwandte, und dies zeigte seine gute Wirkung, denn immer schwächer wurde der Blutlauf und hörte endlich nach etwa 2 Std. gänzlich auf, nachdem derselbe beinahe 14 Stunden angedauert hatte.

Am folgenden Morgen gebar sie dann unter Umständen, die ich nicht näher bezeichnen will, ein totes Knäblein. Durch diese so schnell nacheinander erfolgten Vorfälle ward sie begreiflich erschöpft und schwach. Jedoch nach einigen Tagen befand sie sich dem Anschein nach ziemlich gut. Allein, ungeachtet der ärztlichen Treibmittel war durchaus kein Fluss vorhanden, und sie war ziemlich abgeneigt, das ungute Zeug zu schlucken. Ich konnte sie daher bewegen, mit Bewilligung des Doktors, täglich einige Gläser voll Wasser zu trinken, und am 3. Tag hierauf zeigte sich der Fluss in vielen grossen Klumpen. Mit diesem glaubten wir etwas Wichtiges erwirkt zu haben und gaben uns bereits guten Hoffnungen hin. Aber der leidige Husten erregte gleichwohl einiges Bedenken. Weil sie glaubte, das Wassertrinken befördere den Husten, konnte ich sie zu demselben nicht mehr bewegen. Sie zog die Arzneien wieder vor, welche aber die sehnlich gewünschte Besserung nicht bewirkten. Ihr Zustand wurde immer bedenklicher, sodass Herr Dr. Landis seine Hoffnung bereits aufgab. Er wünschte aber im Beisein von Dr. Hartmann noch etwelche Untersuchung vorzunehmen, welche dann auch sehr bald erfolgte. Hierauf wurden Geissmilch und Seltnerwasser verordnet und noch Klistiere angewandt. Von da an gings sichtbar rückwärts. Gänzliche Appetitlosigkeit und Widerwillen gegen alle Medicinen traten ein, und ich ward somit aller Hoffnung für deren Lebenserhaltung beraubt, und mit Schmerzen musste ich ihrem baldigen Hinschied entgegensehen, welcher sodann erfolgte den 25. April 1843, abends 8 Uhr. Ihre sterbliche Hülle wurde dann Sonntag, den 28. unter grosser Teilnahme zu ihrer letzten Ruhestätte begleitet.

Und nun, wie stand ich jetzt da?

Ohne Frau und Geld, mit 4 Kindern ohne Mutter, für die ich pflichtgemäss sorgen sollte und sorgen wollte. Ich war beinahe rat- und trostlos, zumal mir der in solchen Fällen gewöhnliche Trostspender nur einfach folgende trockene Worte mitteilte: "Dies ist eben eine Prüfung, durch die der Mensch stark werden soll."

Inwieweit sich diese Worte an mir erwahrt haben, weiss ich nicht, aber das weiss ich, dass sie mich sehr wenig erquickten. Weit mehr Aufmunterung und Trost gewährten mir meine Nachbarn und Freunde, namentlich war es eine von solchen erhaltene Grabschrift, die mich in trüben Stunden manchmal in etwas erheiterte, so dass der Gedanke in mir aufstieg, den Versuch zu machen, meine dermalige Lage zu spätem Andenken auch in Reime zu fassen und unter Glas und Rahmen wie die obige aufzubewahren. Und nach einigen Tagen brachte ich folgendes zustande:

Ach, meine Gattin ist nicht mehr,
Gott hat sie mir genommen.
Auf mir liegt jetzt das Schicksal schwer,
Wie werd ich ihm entkommen?
Sie war mir Gattin, wie sie soll,
So Mutter auch den Kleinen.
Ich weiss kaum, was ich machen soll,

Die Kinder und ich weinen.
 Den Kindern wird sie nie ersetzt,
 Mir schwerlich jemals wieder.
 Das ist, was unsre Augen netzt
 Und zittern macht die Glieder.
 Ich mag mir denken was ich will,
 Scheint mir die Zukunft trübe.
 Es steckt vor mir kein fröhlich Ziel,
 Regiert' nicht Gottes Liebe.
 Doch dieser Lieb vertrau ich nun,
 Sie hat mir zugewandt
 Viel Trost und Wohltat, manches schon
 Durch guter Menschen Hand.
 Lass deinen Balsam, Gott, jetzt nun
 Mein wundes Herz durchfliessen,
 Dass ich auch später wiederum
 Mög' frohe Tag' genießen.
 Nun ruhe sanft, Geliebte mein,
 Wie schmerzlich war das Trennen!
 Ich werde noch den Namen dein
 mit Wehmut manchmal nennen.
 Ja nun, ich geh' gelassen fort,
 Den Weg, den ich muss geh'n,
 Und hoff, ich werd im Himmel dort
 Dich, "Theure", wieder sehn.

Nachdem ich etwa 3 Wochen in Ermangelung einer Haushälterin die Hausgeschäfte, so gut es eben gehen mochte, selbst besorgen musste, stellte ich eine mir gänzlich unbekannt Magd ein, angeblich von Wattwil, eine Person von wenigstens 30 Jahren, von der ich hoffte, dass diese mit etwelcher Lebenserfahrung auch mit Kindern umzugehen wisse und daher besser als eine junge taue.

Aber bald genug sah ich mich in meiner Hoffnung bitter getäuscht, und es fiel mir leicht, über ihr Betragen einige Blätter voll zu schreiben. Jedoch, ich kann und will es mit wenigen Worten tun: Sie war ein grobes, faules und schmutziges Mensch! ----

Dieses Wenige genügt mir, alles Übrige in traurige Erinnerung zu bringen. Diese, gegenüber den frühern so sehr missliebigen häuslichen Verhältnisse waren leider eben nicht so ganz geeignet, mich in eine fröhliche Stimmung zu bringen, sondern zerrissen mein ohnehin blutendes Herz noch weit mehr, und je länger je mehr vermisste ich meine sel. Frau und musste deren ach so frühen Hinschied betrauern und beweinen, so dass ich oftmal in schlaflosen Nächten mein Lager mit Tränen benetzte. Allein, was half, was nützte mich dieses?

Meine Lage wurde nicht besser, mein Herz nicht leichter und mein Beutel nicht voller, und doch, und doch waren meine Verhältnisse gar nicht geeignet, mich meines Lebens erfreuen zu lassen.

Ich fand daher für gut, mich nach einer andern Magd umzusehen, zumal die jetzige nebst obigen Eigenschaften und trotz meiner mehrmaligen Aufforderung auch keine Schriften beibringen wollte, vielleicht nicht konnte. Somit sah ich mich auch aus diesem Grunde genötigt, derselben nach 8 Wochen traurigen Andenkens den Laufpass zu geben. Die andere war eine Thurgauerin, auch von gesetztem Alter, seit Jahren hierorts im Dienst gestanden und mir ziemlich gut bekannt. Diese war, wie man gewöhnlich sagt, vom bessern Mehl und besorgte die Sachen zu meiner Zufriedenheit. Auch die Kinder hielt sie gut und reinlich, besonders gegen das jüngste und kränkliche benahm sie sich sehr liebevoll, was mir wirklich in der Seele wohl tat.

Aber alles dessen ungeachtet war ich gleichwohl in böser Stellung, denn für 6 Personen auch nur den Unterhalt zu erwerben, war gewiss keine Kleinigkeit und nebst diesem musste ich für Holz, Kleider, Medizin für das Kind, Magdlohn und noch mancherlei Nötiges aufkommen, was eben auch seine guten Batzen erforderte. Und dies alles sollte ich bereits allein und leider noch am Webstuhl verdienen. Welch eine Aufgabe! Eine reine Unmöglichkeit! Und doch stand mir keine andere Erwerbsquelle zu Gebote, obwohl ich Wochen, ja Monate lang bei Tag und Nacht Pläne studierte. Keiner schien mir ausführbar, alle zerplatzten wie Seifenblasen, und manchmal stund ich da wie Butter an der Sonne, beinahe zum Verschmelzen.

In solchen Momenten nahm ich dann, wenn ich gerade Zeit hatte - aber diese war mir kurz zugemessen - wieder dieses oder jenes Buch zur Hand, um mich möglicherweise in etwas zu erheitern oder wenigstens zu zerstreuen. Aber in Wahrheit könnte ich nicht sagen, dass ich dadurch so viel Ermunterung verspürt hätte. Wenn ich bei Leuten war, mochte es so angehen, aber wenn ich

mich wieder so allein im Keller beim Webstuhl befand, war ich betrübt und traurig, sodass jedes Fünkeln Heiterkeit in mir bisweilen gänzlich erloschen schien. Etwas mehr Beruhigung gewährten mir meine in Schule und Unterricht auswendig erlernten Sprüche und Lieder. Allein, sie brachten leider kein Geld, dessen ich **s o s e h r** bedürftig gewesen wäre.

Eines der köstlichsten Lebensgüter, nämlich die Gesundheit, hat mir Gott, ihm sei's gedankt, wohl und gut erhalten. Zu dieser Zeit fing ich an, wie im Vorwort bemerkt, diese meine Lebensgeschichte zu schreiben, und obwohl mir das Geschäft weder Brot noch Fleisch auf den Tisch brachte, so habe ich's bis zur Stunde noch niemals bereut, denn beim Webstuhl konnte ich, ohne die Arbeit zu versäumen, recht wohl studieren und es dann am Sonntag zu Papier bringen. Auch konnte ich mich manche Stunden, ja Tage, von meiner betrüblichen Lage in Gedanken losreissen und in die fröhlichen Tage der Vergangenheit versetzen, was manchmal sehr wohltuend für mich war. Doch, ich bin mit diesem meinem Kopfkapitel (sic) bereits etwas zu weit vorgerückt und muss daher nachtragen, was sich weiter im Hause ereignet hat. Dass ich mit meiner Magd zufrieden sein konnte, habe ich schon bemerkt, aber nach einigen Wochen erklärte sie, dass ihr nicht genehm sei, nebst den Hausgeschäften nur das Spulrad zu treiben und dass sie sich daher um einen andern Platz umsehen werde. Sie empfahl mir aber eine ihrer Schwestern, und nach kurzer Zeit war der Tausch gemacht. Diese ging, und jene kam. Anfänglich konnte ich längere Zeit mit dieser zufrieden sein, später aber --- --Gegen Ende August bemerkte ich, dass mein grösserer Knabe sich nicht mehr so munter und lebhaft zeigte wie bis anhin. Auch die Esslust nahm ab, und der Schlaf ward unruhig. Ich fand es daher in meiner Pflicht, für denselben ärztliche Hilfe zu suchen. Allein diese war sozusagen vergeblich, denn von Tag zu Tag wurde es bedenklicher. Zuletzt kamen noch Gichten hinzu, so dass dessen Glieder gänzlich gekrümmt waren. Den 5. Okt. aber nahm ihn Gott zu sich, wo er hoffentlich besser als bei mir aufgehoben ist und nun vereint mit der Mutter die himmlischen Freuden geniessen wird. Mit dieser Hoffnung und dem Bewusstsein, aller Sorgen seinetwegen enthoben zu sein, konnte ich mich trösten, zumal mir für die übrigen drei Kinder noch genug solcher (Sorgen) in unzweifelhafter Aussicht stunden oder wohl gar schon vorhanden waren, denn, wie ich schon bemerkt habe, reichte mein Erwerb nicht hin, die nötigen Ausgaben zu bestreiten. Daher war ich genötigt, Schulden zu machen und hie und da ein Stück Kleid von der Frau sel. oder sonst etwas, das gegenwärtig nicht gerade Bedürfnis war, zu verkaufen. Unter solchen Verhältnissen ging das für mich in so mancher Beziehung verhängnisvolle Jahr, das mir in unvergesslichem Andenken bleiben wird, zu Ende.

Nachschrift

Endlich! Ja, endlich darf ich wohl sagen, bin ich mit meiner Lebensbeschreibung einmal auf dem Zeitpunkt angelangt, von welchem an ich meine spätern Schicksale und Erfahrungen in Form eines Tagebuchs aufzeichnete. Um jedoch meinen früher geschriebenen Worten nachzukommen, muss ich noch einige der wichtigsten Wasserkuren, die ich an mir und den Meinigen gemacht habe, beifügen. Dass ich in meiner Jugend mit einer bösen Krankheit (der Epilepsie) behaftet war und das frische Brunnenwasser mit gutem Erfolg gebrauchte, habe ich in früheren Blättern einigemal geschrieben und muss diesfalls nur noch bemerken, dass jetzt heute, wo ich dies schreibe, ein Zeitraum von 20 Jahren hinter mir liegt, in welchem sich nicht mehr die mindeste Spur von diesem Übel zeigte, was ich nächst Gott einzig dem Wassertrinken verdanke, indem ich hiefür sonst gar keine Medizin mehr gebrauchte.

Im Juni 1837, als ich mich an einem schönen, warmen Tage einige Stunden in Gottes freier Natur ergötzte, fühlte ich plötzlich ein Beissen an der Stirne, was bei etwelchem Reiben immer mehr um sich griff, sodass bald der ganze Kopf und, nach etwa einer Stunde, der ganze Leib wie mit Nesseln gerieben war und sehr brennend und beissend war. Ich begab mich daher in einen Waldbach, in welchem ich so lange verweilte, bis mich wirklich recht zu frieren anfang, was etwa eine gute Stunde dauerte, und dann war alles beseitigt. Und heute, wo ich dies schreibe, sind viele Jahre verflossen, und keine ähnliche Sache hat mich je wieder befallen, und kein anderes Übel ist auch daraus entstanden.

Im März 1838 bekam meine Frau eine grosse Hitze in den Augen, welche in wenigen Tagen ganz rot wurden, sodass sie tags nur mit Mühe und des Nachts gar nicht arbeiten konnte. Wir wandten auch frisches Wasser und Schnee an, und in wenigen Tagen war die Sache in Ordnung.

NB. Zwei andere Wasserkuren, die ich an meiner Frau gemacht habe, wurden bereits früher beschrieben. Im Herbst 1837 schnitt sich mein Vater, der bei uns wohnte, mit einer Sichel in die linke Hand. Durch angewandte ärztliche Hilfe kam die Sache so heraus, dass er in 10 Tagen nebst der Schnittwunde noch zwei Öffnungen an der Hand erhielt und der Arm bis über den Ellbogen von einer grossen Geschwulst umgeben war. Auf mein Ansuchen hin badete er denselben fleissig in frischem Wasser, und nach 8 Tagen konnte er wieder ungehindert arbeiten.

Im Sommer 1838 wurde derselbe von einem Schlagfluss betroffen, welcher ihm den Kopf, oder ich will sagen das Angesicht gänzlich verzog, so dass der Mund auf der einen Seite auf und auf der andern abwärts stand, sodass er kaum mehr essen konnte, indem die Zähne bereits quer standen. Nach längerem, fruchtlosem Arzneien und "Medezinieren" wandten wir auch diesfalls wieder Kaltwasserumschläge an, und, oh Wunder! Nach 14 Tagen war der Kopf wieder so gerade wie vorhin, und dies ist an einem 70-jährigen Menschen geschehen. Im März 1841 stürzte mein Knäblein von 5/4 Jahren mit dem Kopf in heisses Wasser und verbrannte sich so, dass beinahe die ganze Stirne von Haut entblösst und die rechte Wange voller Blattern war. Glücklicherweise waren die Augen unversehrt. Sogleich wurden wieder Umschläge von Kaltwasser gemacht und alle Stunden mehrmals frisch erneuert, und nach Verfluss von kaum 3 Stunden gab dasselbe kein Schmerzzeichen mehr von sich. Gleichwohl schollen die rechte Seite und die Stirne so an, dass das Auge ganz davon bedeckt war, und am folgenden Tage auch das linke Auge. Dessen ungeachtet fuhr ich gleichwohl mit dem Wasser fort, zumal das Kind essen und schlafen konnte wie früher, und bald hatte ich die Freude, dass die Geschwulst wieder abnahm und sich die Augen am 4. Tage wieder unversehrt öffneten. Was aber für eine Masse Eiter aus der Wunde floss, ist bereits nicht zu glauben. In der Zeit von 18 Tagen war alles wieder zugeheilt, ohne etwas anderes angewandt zu haben. Und ein Fluss, den es vorher im linken Ohr hatte, ist nachher auch nicht mehr vorhanden gewesen. Ich könnte noch manche dergleichen glückliche Wasserkur beschreiben. Allein, diese genügen mir, und ich sage nur, dass das Wasser eine der besten Arzneien ist, und kein Doktor oder Pflasterer besitzt in gar manchen Fällen eine bessere. Aber sehr viele Leute wollen's nicht glauben und lieber auf künstliche als natürliche Weise geheilt werden.

Das Wasser, ja, das ist mein Leben.
Dem bin ich gänzlich schon lang ergeben.
Ich hab es erfahren seit einigen Jahren,
Darum bleib ich dabei dem Wasser getreu.
Mag immer der Spötter drob lachen
Und Eigennutz Wasser verachten gar sehr;
Es reden doch manche zu Stadt und zu Lande
Vom Wasser das Wort an jeglichem Ort.
Das Wasser, es stärket die Glieder,
Verlorne Gesundheit kehrt wieder
Zur Freude des Kranken, auch ohne viel Franken.
Durchs Wasser allein kann möglich dies sein.
Gar keine Arznei kann auf Erden
Wie s'Wasser so heilsam dem werden, der's braucht.
Dies jeder wird sagen in spätern Tagen,
Und bringen mit mir, dem Wasser die Ehr.

TAGEBUCH JOHANN JAKOB BRUNNERS (1806 - 1879)

Vorwort

Als ich voriges Jahr meine Lebensgeschichte zu schreiben anfang, stiess ich auf mancherlei unvorhergesehene Hindernisse, namentlich machte es mir bisweilen nicht wenig Kopfrechnen, ausfindig zu machen, wann dies oder das sich zugetragen haben möchte. Um wenigstens diesem Nebel einigermaßen vorzubeugen, entschloss ich mich, mit diesem Jahre mir ein förmliches Tagebuch halten zu wollen, in welches ich von nun an alles (Schreibenswerte) genau eintragen kann, was mir dann später zum Weiterschreiben meiner Geschichte dienlich sein wird oder vielleicht gar die Fortsetzung derselben ausmachen soll.

Den 1. Januar 1844

Oh! Welche traurigen Gedanken durchkreuzen heute mein Inneres, schaue ich zurück auf das verfllossene Jahr. Was habe ich nicht für Kummer und Sorgen, Verdross und Herzeleid in mancher Beziehung erdulden und ertragen müssen! Wie manche schlaflose Nacht habe ich unter Weinen und Klagen zugebracht, und ach, die Gegenwart bietet mir eben noch wenig Hoffnung, dass es bald besser werden könnte, denn die alten Sorgen scheinen sich mit dem neuen Jahr, wo nicht gar zu vermehren, so doch wenigstens nicht vermindern zu wollen, denn noch immer sind die Lebensmittel alle in ziemlich hohen Preisen, der Verdienst nicht gross, mein kleines Kind stets krank, und auch die grösseren zwei gegenwärtig unpässlich. Nebst diesem, wenn ich die Hausgeschäfte ganz der Magd

überlasse, so geht eben manches nicht, wie ich wünsche, oder gar kreuz und quer. Will ich selbst in etwelcher Hinsicht Ordnung machen, so nimmt mein täglicher Erwerb, der ohnedies nicht gar gross ist, doch noch um etwas ab.

Unter diesen Umständen muss ich, ach, meinen späten Rückschlag mit Bedauern wahrnehmen und weiss doch die Sache einstweilen nicht zu ändern. Ich muss kurzweg in die Trauerworte ausbrechen: Was wird noch mit mir werden? Doch nein, ich will den Mut nicht sinken lassen, habe ich doch manches Gute von Gott und Menschen erhalten. So will ich nicht klagen und murren, sondern mich freudig der Hoffnung hingeben, Gott werde mich seiner Zeit auch wieder erfreuen, hat er ja gesprochen:

Rufet mich an in der Zeit der Not,
so will ich euch erhören, und ihr sollt mich preisen.
Darum fasse dich, mein Herz, wanke nicht im Glauben!
Lass nicht Freude und nicht Schmerz dir die Krone rauben.
Preis ihn, der den Tod bezwang, seinen grossen Namen.
Tön auf ewig mein Gesang - Er wird helfen. Amen.

Den 14. Januar 1844

Gott Lob sind meine beiden grossen Kinder wieder gesund und munter. Aber sonst geht es in meinem Hause immer trolliger zu, denn seitdem der Magd gewisse Hoffnungen zu Wasser geworden sind (Anm. Die Hoffnungen der Magd haben sich nicht erfüllt), lässt sie sich in vielen Dingen grobe Nachlässigkeiten zuschulden kommen, die mir weder Vorteil noch Freude bringen. Ich denke daher, bald den mir schon längst von meiner achtbaren Frau erteilten Rat befolgen zu müssen, nämlich die Magd "ein bizle für en Narren ha". Vielleicht ginge es besser. Die Zeit wird es lehren.

Den 20. Januar 1844

Wie ist doch mein Kopf so schwer,
von Sorgen immer voll,
Und der Beutel immer leer,
das ist doch nicht wie's soll!

Den 28. Januar 1844

Neue Gedanken beschäftigen gegenwärtig meinen Kopf, denn ein Mensch mit einigem Vermögen ist mir ganz unverhofft angetragen worden. Das wäre freilich recht annehmbar, wenn es sonst für mich nichts zu bedenken gäbe - aber!

Den 7. Februar 1844

Was nünt isch und nünt geh cha,
Mues ich gwüss au no ha.

Vor einiger Zeit habe ich einen Kostgänger zu mir genommen. Zwar schien er mir schon beim ersten Anblick, seinem Äussern nach zu schliessen, kein besonderer "Pfifikus" zu sein. Allein, um doch wieder einen Gesellschafter im Keller zu haben, wollte ich es gleichwohl probieren. Aber nur zu bald konnte man einsehen, dass er ein sehr langsamer "Tillbistalpe" war und kaum den Schnabel durchzubringen imstande sei, denn jede Sache nahm er ärger als ein Lehrbub in die Hände, und was er hält, lässt er so leicht nicht wieder los, infolgedessen verdiente er in der Zeit von 6 Wochen bloss 8 Gulden 24 Kreuzer, wozu ihm aber nicht weniger als 7 Personen mit Rat und Tat mehr oder minder behilflich waren. Zudem dürfte man billig annehmen, den 6. Teil der Zeit könnte ihm das Füttern seiner stets vollgestopften Nase geraubt haben, welche bereits immer fliesst wie ein Abtrittrohr und klingt wie ein Güllenfass. Dessen aber ungeachtet verbreitet er stets einen recht angenehmen Geruch, zwar nicht gerade wie eine Bisamkatze, aber doch bereits wie eine zerdrückte Wanze. Doch hat er wie jeder andere Mensch gleichwohl auch seine guten Eigenschaften, denn er ist recht dienstfertig, treu, friedlich und tätig. Auch hält er mir besonders gute Aufsicht über den warmen Ofen, sodass ich nicht im mindesten befürchten muss, er könnte sich etwa durch Erkältung etwelche Krankheiten zuziehen. Wenn er mir nur nicht gar "vertrocknet", zumal er jetzt schon sehr wenig Mark zu haben scheint und mehr aus Haut und Knochen als aus Speck und Fleisch besteht. Was die Unterhaltung (Anm. beim Weben) betrifft, so wäre es nicht so übel, wenn nicht seine pfeifende

Sprache gar zu unangenehm und lächerlich tönte, aber alles kann man ja niemals haben, ist er doch sonst rechtschaffen und ordentlich.

Den 18. Februar 1844

Heute habe ich das mir so hochgepriesene Mensch (vergl. 28. Jan. 1844) von Angesicht zu Angesicht beschaut. Allein, noch grössere Bedenklichkeiten traten mir in den Weg, und ich kann mich nicht entschliessen, weitere Schritte zu tun. "Ich loh halt das Wiben, für einstwylen noch bliben."

Den 16. März 1844

Mit all meinem Sinnen und Sorgen ist es mir nicht möglich, meinen ökonomischen Wagen nur auf der Stelle zu halten, an ein Vorwärtskommen ist gar nicht zu denken. Vielmehr hat es den Anschein, dass er bald schnellen Schrittes bergab laufen werde, denn auch meine bis anhin so gute Gesundheit, mehrmals erwähntes Übel ausgenommen, scheint unter der Last der Sorgen allmählich locker werden zu wollen, denn diese Zeit über fehlt's mir bald hie bald dort. Und ich konnte meinen Geschäften nicht mehr gehörig obliegen. Zudem, ich gestehe es offen, macht mich meine Lage öfters so missmutig, dass ich bisweilen eben auch noch etwas unterlasse, das ich tun könnte und sollte. Ach, ach! Würde meine selige Gattin noch am Leben sein, wie müsste es in allem gewiss weit besser gehen, denn meine Magd ist wahrlich keine Frau, von der man Rat und Tat in allen Stücken erwarten kann. Deshalb wünsche ich mir je baldier je lieber wieder eine Frau. Aber woher soll, oder besser gesagt, woher kann ich eine nehmen, die mir passt und die ich bekommen könnte? Dies ist eine schwer zu lösende Frage.

Den 7. April 1844

Was ist ärger auf der Welt,
Als handeln ohne Geld,
Und mit Mägden husen,
Und selbst den Kindern lusen,
Und Tag und Nacht schier springen,
Und nirgends was erringen?

Den 25. April 1844

Welch ein schöner Frühlingsmorgen begrüsst uns nicht heute! Wie wölbt sich das Blau des Himmels so herrlich ob unserem Haupte! Wie stehen die Bäume in voller Blüte, die Wiesen geschmückt mit ihrem bunten Gemisch! Wie lieblich singen die Vögel, und wie sanft säuseln die Winde wieder nach diesem so ausgezeichnet strengen Winter um uns her, so dass alles zu grossen Hoffnungen berechtigt, dass ein gesegnetes Jahr die Lebensmittel bald um ein Bedeutendes herabsetzen dürfte. Und doch sind alle diese Natur- und Frühlingsherrlichkeiten nicht vermögend, mich heute in eine der Zeit angemessene fröhliche Stimmung zu bringen, denn dieser Tag, als Jahrestag des Hinschieds meiner lieben Gattin, stellt mir zu scharf die freudigen Jahre, die ich mit ihr verlebt, und das Traurige, welches ich seit ihrem Hinschied erfahren, vor meine bekümmerte Seele, als dass ich mich der Fröhlichkeit hingeben könnte. Nein, Klagen auf Klagen möchte ich häufen, wenn ich etwas damit ausrichten könnte. Aber dies ist ja nicht möglich. Darum begnüge ich mich, folgenden Vers hier beizusetzen:

Ach, wie wenig frohe Stunden
Und manchen sorgenvollen Tag
Habe ich dies Jahr empfunden,
Seitdem die Gattin liegt im Grab!
Was ich damals nur geahnet,
ist zur Wirklichkeit geworden.
Steil ist mir der Weg gebahnet,
ach das fühl ich jeden Morgen.
Blick ich im Hause hin und her,
so fehlt's in vielen Sachen.
Die Ordnung seh' ich nirgends mehr,
und ich, ich kann's nicht machen!
Schau ich auf meine Kinderschar,

die, ach, die Mutter missen,
Was haben sie in diesem Jahr
nicht schon erdulden müssen!
Eine Magd, die hat kein Mutterherz,
und fremde sind nicht eigne,
Das muss ich heut, und zwar mit Schmerz,
der Wahrheit treu bezeugen.

Den 20. Mai 1844

Einst las ich in einem Buche, die Vermittler kämen oft am schlechtesten davon. Und dieses habe ich heute wirklich selbst erfahren können, denn ich war wegen Ehezwistigkeiten in ein benachbartes Haus gerufen worden. Aber diese Hitz- und Setzköpfe wollten in keiner Hinsicht nachgeben, weshalb alle meine Bemühungen erfolglos blieben. Jedoch hatte ich noch die "Freude", oder wie man es heissen mag, gewiss unschuldig, als Stifter dieses Zankes bezeichnet und tüchtig zum Haus hinaus transportiert zu werden.

Den 28. Mai 1844

Die Magd, die treibt es doch zu bunt, es ist nicht zum Vexieren (Anm. spassen). Drum will ich jetzt grad wiederum eine andere probieren.

Den 2. Juni 1844

Dieser Tage kam ich zufällig an einen Ort, wo ein sogenannter Wahrsager (Kartenschlager) seine Künste spielte, worüber ich heimlich sehr lachen sollte. Nachdem nun für die betreffende Person diese Zauberei vorbei war, wurde ich angeregt, meine künftigen Schicksale ebenfalls erfahren zu lassen. Allein, das war nicht meine Sache, indem ich solche Dinge für nichts hielt und noch halte. Jedoch um der Lustbarkeit willen, die daraus entstehen könnte, liess ich mich - und noch einige andere - dazu bewegen, unter der Bedingung, alles müsse öffentlich und rund hinaus gesagt sein, und des Lachens gab es wirklich nicht gar wenig, denn für jeden kamen mitunter wunderliche Sachen zum Vorschein. Ich nehme mir daher die eitle Mühe, das für mich Herausgekommene hier wörtlich niederzuschreiben, um auch später noch sehen und erfahren zu können, was von solchen -----? Sachen zu halten sei. Es lautet also wie folgt:

1. Ich werde bald trauern müssen, meine Tochter werde mir sterben.
2. Meinen Stand bald ändern, das heisst: bald wieder heiraten.
3. Ein junges, lediges Mensch zur Frau bekommen.
4. Keinen weiten Weg diesfalls gehen müssen, sondern sie werde zu mir ins Haus kommen.
5. Werde sie wenig Vermögen besitzen.
6. Um des Friedens willen werde ich mich aber Tag und Nacht zur Arbeit bequemen müssen, hiermit punktum.

Den 24. Juli 1844

"Willst du noch nicht heiraten?" fragte mich heute in einer Gesellschaft einer meiner alten Bekannten.

Ich : Es ist bös machen. Was nichts ist, will ich nicht, denn zu drei Kindern könnte ich eine solche nicht brauchen, und was etwas ist, will mich nicht. Das ist ja begreiflich.

L : Aber, es könnte gleichwohl noch ein rechtes Mensch für dich zu finden sein. Du musst dich darum bewerben.

Ich : Nicht so gewiss, und in keinem Falle eine, wie die verewigte gewesen ist.

L : Das musst du nicht glauben, sonst bist du verloren.

G : Du bist ein Fall erster Klasse, wenn du glaubst, es sei deine Frau so klug und ordentlich gewesen, dass ihr keine gleich stehe.
(Ich denke das Gegenteil.)

Ich : Das habe ich nicht gesagt. Aber gleichwohl stehen alle diejenigen Frauen zimmer, die ich bisher zu beobachten Gelegenheit hatte, weit, weit hinter meiner seligen Frau zurück.

G : Das kannst du wohl glauben. Aber du bist an ihr eben auch blind gewesen. Warum? Weil sie schön von Angesicht war.

Ich : Gewiss nicht. Aber schon manchmal gingen mir seit ihrem Hinschied die Augen auf, so dass ich noch deutlicher sehen konnte, was ich an ihr verloren habe.

L : Lasst doch die Toten ruhen.

G : Er macht gar zu grossen Ruhm von ihr. Ich kann doch nicht alles gelten lassen.

Ich : Ich rede die Wahrheit und aus Erfahrung. Darum nochmals, was ich vorhin schon gesagt.

G : Ei, man sollte dir den Mund v, dass du immer mit dergleichen Dingen kommst. Glaubst, du seist allein klug?

Ich : Oh, bewahr! Klug bin ich gewiss nicht, aber wer vor meiner seligen Frau nicht in mancher Beziehung Respekt hat, der ist ein

G : Ich glaube, die Narrheit ist auf deiner Seite. Du hast deiner Frau von Anfang an zu viel vertragen. Sie war auch

Ich : Für eine Frau hab ich sie gehalten und halten dürfen. Ich bin zufrieden. Wolle Gott, ich könnte sie wieder haben. Alles, alles gäbe ich.

G : Was bist du doch Ich darf's nicht sagen.

Ich : Es ist wohl zu merken, hau nur zu!

L : Gebt nach! Ihr kommt zu weit.

Ich : Nein, das macht mich nicht bö. Es ist bloss lächerlich, dass er so reden darf, was er nicht gekannt.

G : Ich sage es nochmals: Du stellst die Frau zu hoch. Sie war kein Engel, sondern ein fehlerhaftes Mensch.

Ich : Das sag ich auch, und das sind wir alle. Aber haushalte du nur ein einziges Jahr mit Mägden!
Es werden dir noch grosse Schuppen von den Augen fallen, und du wirst sehen, was du jetzt niemandem glaubst. Du wirst auch später ein billigeres Urteil über ein treues Weib fällen als jetzt. Erfahrung macht klug.

G : Respekt vor jedem häuslichen Weib. Das war aber deine nicht.
Hoffart treten, den Kindern nachspringen, wenn's nichts genützt, das war ihr Hauptgeschäft.

Ich : Das ist Unwahrheit. Reinlichkeit ist keine Hoffart, sondern die Zierde eines Weibes, und über die Kinder kann man nach meiner Ansicht nicht zu viel Aufsicht haben, aber zu wenig. Das ist doch jedem Narr begreiflich! Und verdient hat sie bei Nacht so viel als die Magd bei Tag.

L : Aber die jetzige passt dir doch gut.

Ich : Es muss gut sein. Alles ist nicht Gold was glänzt.

G : Wer will es dem Esel verargen? Er meint halt, das Alte sei das Beste ----

Ich : Das ist nicht wahr! Aber warum? Weil ich von den Mägden noch nicht so viel Gutes und Schönes gesehen hab als von meiner seligen Frau.

L : Ich will das gern glauben. Eine Magd ist gewiss keine Frau. Du bist schier genötigt, dich wieder um eine umzusehen, und bei der Nacht wird dir die Zeit wohl auch nicht so kurz sein, oder hä?

Ich : Oh, du An den nächtlichen Freuden liegt mir jetzt eben sehr wenig, muss ich doch die schon genossenen teuer genug bezahlen.

L : Das muss gewiss ein jeder. Gedenke du deiner seligen Frau in Ehren und schau bald wieder um eine andere.

Ich : Pressiert nicht. Die Alten haben immer gesagt: Was einem gehört, kommt zu einem hinter den Ofen. Ich will's für einsteilen auch noch glauben und grad dahinten bleiben.

G : Ja, ja. Das wird dir wie mir schwerlich gelingen. Es ist eine Dummheit.

Ich : Mag wohl sein, aber jetzt lauf ich noch keinem Mensch nach.

L : So gehe wenigstens zu andern Leuten. Es gibt doch andere Gedanken.

Ich : Das habe ich stets getan, mithin fast zu viel. Es ist nicht immer gut, das Haus öfters zu verlassen und die Magd regieren zu lassen. Ihr könnt gewiss nicht in meine Umstände hinein sehen.

 Ihr müsst dergleichen selbst erfahren. Aber potz, ist's schon so spät?
 Ich mues goh, guet Nacht!

L,G : Schloff au wohl.

Den 26. August 1844

Meine Magd, die will jetzt fort,
I loh sie friedlich fahren.
Und wünsch ihr Glück ans ander Ort,
I thu au gwüss nüd blaren.
Viel Lüt hend gmeint, i stell sie a
(namentlich jener Kartenschlager)
Mir isch nie cho in Sy.
So glaub i halt, heis sie gwüss gha,
S'wär au nüd für üs gsii.
A Chöpfle het sie zwor ä schös,
Derzu en schlanke Lieb.
Doch wärs mir z'jung und auf fiz bös,
I möcht sie nüd zum Wieb.
Zu alt wär i au gwüss für sie,
Viel Freud chönt sie nüd ha.
Ich denke halt, es muesst do sie
En junge rüstige Maa.

Den 3. November 1844

Jetzt bin ich doch auch wieder einmal im Fall, etwelche wirkliche, mir zu Teil gewordene Freuden schreiben zu können, denn meine Erdäpfel sind mir so wohl geraten, dass mich wenigstens 1/4 Jahr (wenn kein besonderes Unglück mich trifft) keine Nahrungssorgen mehr drücken können. Zudem sinken die Lebensmittel wöchentlich, so dass man einem fröhlichen Winter hoffentlich entgegensehen kann. Auch habe ich dieser Tage ein Stück Boden (Ackerland), das ich schon jahrelang gern gehabt hätte, kaufen können, was mir freilich noch manchen Schweiss austreiben wird, bis es bezahlt und bearbeitet ist. Gleichwohl habe ich eine bereits närrische Freude damit, denn ich hoffe, es werde sich schon machen lassen, wenn ich auch nur bisweilen den Webstuhl verlassen und mich in frischer Luft erquicken kann.

Den 28. Dezember 1844 (Anm. Orthographie von J.J. Brunner)

Heute muss ich etwas schreiben, das mich zwar wenig angeht, aber weil es in meinem Hause passiert, und um der Seltenheit wegen, will ich in diesem Tagebuch dasselbe in Kürze hier bemerken.

1. Zu guter Letz im alten Johr, will ich ei Liedle singen,
Es ist die Sach au würrlich wohr, thut doch uns prächtig klingen.
2. Min Husma der ist halt so arm, hat oft schier nünnt zu essen,
Jo s'Für das get Ihm blos meh warm, und Kleider sind zerrissen.
3. Und s'Fräule werchet Tag und Nacht, das wär wohl öppis schös,
Doch aber, o! es ist ei Sach, sie ist recht wetters bös.
4. Er aber ist so thätig nüd, gäb was er het, fürs Branz (Anm. Schnaps),
Und wens denn wenig zessen hend, spillt sie ein Kontetanz
(Anm. Kontertanz)

5. Am Sontig denn das ist wie gmacht, bringt er en "Tanppiss" zu
(Anm. Tampis = einfältiger, langsamer Mensch).
Und wühlt den oft, das Hus schier chracht, stört alles in der Ruh,
6. Das Fräule hets ihm oftmahls gwehrt, mitunter thu wie bsessen.
Er aber het sie nüd dra kehrt und s'Fräule nüd vergessen,
7. Do chont ihr halt so öppes Zie, ich wills zwar nüd ganz rühmen
Doch näbes anders muss do sie, sie ninnt halt grad ein Riemen
8. Blutsnaket, wie ihn Gott erschaffen, hat sie ihn gad erschwungen *
Und I ha wärle müssen lachen, wenna scho nüd lieble klungen.
9. Er het sie willig dry ergeh, noch Noten het er gsungen,
Er der zwölf Johr im Kriegsdienst gsy, loth uf dem Füdle brommen.
10. Und jetzt, ihr Bränzler nents in Acht, viel Wiber wüssets scho,
Es chönt doch einer au no zacht, (Anm. z'Nacht) der Riemen in Sy cho
(in den Sinn kommen).

* Anmerkung von J.J. Brunner:
Es dürfte hier der Jesuiten-Wahlspruch: "Der Zweck heiligt das Mittel" doch
wirklich seine Anwendung finden.

Den 5. Januar 1845

Schon vor einigen Wochen ist mir von einem meiner Bekannten eine Liebschaft angetragen worden. Allein, wie ich schon einmal angedeutet habe, ist das Feuer der Liebe in mir bei gegenwärtigen Verhältnissen in nicht gar hellen Flammen. Ich könnte mich nicht einmal verstehen, in dieser Hinsicht auch nur einen Schritt zu tun, denn allerlei Bedenken, namentlich ihre Jugend, verwirren beinahe meinen Kopf. Zudem machte der bereits tägliche Katzenfriede meiner Hausleute mir eben nicht gar viel Courage, einer baldigen Verbindung entgegenzugehen, und mein Beutel protestierte im höchsten Grade dagegen.

Aber heute kam die Betreffende zwar nicht zu mir hinter den Ofen, jedoch in meine Nachbarschaft. Ich ward sogleich davon benachrichtigt und ersucht, mit selbiger wenigstens ein paar Worte zu reden, was ich auch nicht abschlagen konnte. Aber, was Wunder! Schon der blosser Anblick derselben war vermögend, etwelches Tauwetter in mir hervorzubringen, denn sie schien mir dem Äussern nach ein wirklich liebenswürdiges Mensch zu sein. Ich konnte mich nicht weigern, sie eine Strecke Weges zu begleiten und ihr einen spätern Besuch zu versprechen.

Den 2. April 1845

Passt's oder passt's nicht? Diese Worte waren, seitdem ich jenes Mensch einigermaßen persönlich kannte, viel, gar viel der Gegenstand meiner Gedanken. Obwohl ich ihr einige Besuche machte, so behielt doch das letzte bei mir bereits das Übergewicht, denn, wie schon oben bemerkt, war ihre Jugend (sie zählte kaum 29 Jahre, ich hingegen 38) der Stein des Anstosses. Und doch konnte ich die Sache wegen ihres stets ordentlichen Benehmens nicht gerade beiseitesetzen. Aber was konnte geschehen? Auf einmal gelang es versoffenen und lügenhaften Weibern, einen Schattenstrich zu ziehen, der mich seiner Natur nach nicht gar sehr erfreute, jedoch recht hübsch aus meiner Verlegenheit zog, die vielleicht später noch grösser hätte werden können.

Mit Lüge hends mi nüd erfreut,
Doch gholfe us Verlegenheit;
Drum dank ich ihne höflich jetzt,
Will's Lüge mir recht schön hät gnützt.

Den 8. April 1845

Einer meiner Freunde riet mir, die vorhin einigermaßen bezeichneten "Madamen Jammervoll" um gerichtliche "Satisfaktion" zu belangen. Aber, oh nein! Gar leicht könnte ich ihnen zur Unzeit kommen, indem sie mit vorrätiger Ehre nicht immer versehen sind. Zudem wird, wie ich hoffe, an solchen verschmitzten Branntweinflaschen mein bisher unbescholtener Ruf keineswegs bankerott gehen.

Den 12. Mai 1845 Zur Musterung

Nun, wie steht's gegenwärtig mit mir und mit meinen Hausgenossen? Dieses will ich jetzt in Kürze hier beschreiben. Aber, wo soll ich anfangen, wo soll ich enden? Doch es wird hoffentlich wenig an diesem

gelegen sein. Ich führe daher gerade meinen Kostgänger als Flügelmann auf und mache mit ihm die erste Parade.

Dieser war durch schon früher Angezeigtes mit dem Zahlen immer im Rückstand, er konnte auch durch eigenen Verdienst auf lange Zeit nicht hoffen, mich diesfalls zu befriedigen. Ohne mein Wissen und meinen Willen wollte er daher sein Glück in der ver..... Lotterie suchen. Er kam dadurch, versteht sich, in immer grössere Verlegenheit, und ich kam zufällig dem Ding auf die Spur. Aber eben, zu spät, da ich demselben, wenn nicht gerade viel Klugheit, so doch wenigstens mehr Biederkeit zutraute, als dass er wirklich besitzt. So bin ich mit demselben durch meine Gutmütigkeit oder, wenn man will, Narrheit, in die unangenehme Lage versetzt, wenn nicht bald grössere Brocken (Abzahlungen) kommen, rechtlich mit demselben zu verfahren, wobei ich aber sehr schwerlich ganz befriedigt werden könnte. Später mehr davon.

Auf den zweiten Punkt will ich nun meine Magd stellen. Mit dieser, ich bekenn es frei, bin und darf ich wohl zufrieden sein. Bei ihr ist das Sprichwort: "Was wenig kost, ist wenig wert" gerade umgekehrt. Sie ist die wohlfeilste und doch für mich beste Magd von fünf, die ich bis anhin gehabt; darum auch ihr hier das gebührende Lob.

Jetzt kommt die Reihe an meine Hausleute. Diese habe ich am Ende des vorigen Jahres in einem Reime etwas bezeichnet. Es hat sich leider sehr wenig geändert, denn bereits haben sie alle Tage Streit und Zank, was begreiflich nicht so angenehm ist. Allein, man muss sich eben an manches Unbeliebte gewöhnen.

Nebenbei sei noch gesagt, dass die früher beschriebene "Riemen-Mixtur", wenn nicht radikale Heilung, so doch ihre gute Wirkung hervorgebracht hat, indem doch wenigstens die Nächte seitdem etwas ruhiger geworden sind. (Anm.: s. den 28. Dezember 1844).

Den 8. Juni 1845

Nachdem ich nun die fremden Glieder meines Hauses bezeichnet, so gilt es jetzt meinen eigenen. Aber auch da steht's wie überall, nicht wie man es wünschte. Mein grösstes Kind, ein Mädchen von etwas und sieben Jahren (Anm.: Anna Brunner, geb. den 23. Januar 1838), ist seit langer Zeit, Gott Lob frisch und gesund, daher auch sehr überstellig, trotzig und ungehorsam, jedoch zur Arbeit faul und träge, was mich bereits täglich in nicht geringen Zorn bringt. Was die Schule betrifft, so geht sie gern, und das Zeugnis des Lehrers ist in sittlicher Beziehung ganz befriedigend, etwas weniger der Fleiss zufolge ihrer natürlichen Anlagen. Daher dürfte man mehr Fortschritte erwarten.

Mein anderes Kind, ein Knabe von 4 3/4 Jahren (Anm.: Friedrich Brunner, geb. den 28. November 1840), wird wohl schwerlich ein Jurist werden, denn allem Anschein nach hat es ein etwas dickes Hirn. Gott sei Dank ist es aber doch gesund und munter.

Nicht so wohl aber befindet sich mein jüngstes Kind (Anm.: Anna Maria Brunner, geb. den 20. Dezember 1841). Dieses ist, ach, immer sehr ungesund. Oh, wie viel Mühe hat es nicht schon erfordert! Wie viel Kummer und Sorgen hat es mir schon gemacht! Wie manchen blanken Gulden habe ich schon den Ärzten gegeben, und ach! ach! alles will nichts helfen. Es zählt jetzt schon drei und ein halbes Jahr, und keinen Fuss stellt es nur an. Ja, es mag kaum das Sitzen ertragen. Zudem sieht es aus, versteht sich, wie ein "Totengerippe" und sein blosser Anblick erregt bisweilen mein Weinen.

Aus dem Bisherigen wäre meine betrübte Lage in etwas zu entnehmen. Allein, noch etwas anderes kann und muss ich hier beifügen:

Schon früher bemerkte ich einmal, dass es mit meiner Gesundheit nicht mehr ganz gut steht. Seitdem ist es aber zu dem gekommen, dass ich schon seit 12 Wochen ärztliche Hilfe brauche, welche jedoch von sehr geringer Wirkung war, denn es scheint eine schwierige Sache zu sein, mich wieder in gehörige Ordnung zu bringen. Vielleicht..... Gott Lob habe ich doch wenig Schmerzen, bin aber gleichwohl wegen Engbrüstigkeit öfters in meiner Arbeit gehindert. Infolgedessen ist meine ohnehin schwache Kassa bereits in nichts zusammengeschmolzen, was eben für mich manchmal sehr drückend wird.

Den 21. Juni 1845

Zu den freudigsten Tagen meines Lebens zähle ich auch den heutigen, an welchem ich die frohe Kunde vernahm, Herr Doktor Jakob Robert Steiger (Anm.: Als Liberaler wurde er bezichtigt, Anführer des 1. Freischarenzuges von 1844 gewesen zu sein.), der im Kampfe für Geistesfreiheit gegen Jesuitismus den 1. April von seinen wütenden Gegnern in Luzern gefangen genommen und seither zweimal zum Tode verurteilt worden war, sei gestern morgen mit drei Landjägern, die ihm bei der Befreiung behilflich waren, glücklich und wohlbehalten in Zürich angelangt. Ich konnte mich nicht enthalten, durch einige Freudenschüsse (von denen ich auch viele Hunderte hörte) meine Freude laut werden zu lassen, denn wahrlich, solche unentweglich felsenfeste Männer hat die Eidgenossenschaft

seit Tell und Winkelried wenige, vielleicht gar keinen aufzuweisen. Er wird aber auch hoffentlich wie jene in der Schweizergeschichte seinen ihm gebührenden Ehrenplatz finden, wenn auch die Feinde der Freiheit immer gegen ihn ihre feinen Stricke und Netze in verschiedener Form und Gestalt ausstrecken. Schwerlich werden sie ihn je wieder bekommen. Er wird unter dem Schutze des Höchsten, zur Freude seiner Gleichgesinnten und zum Ärger seiner Feinde den früheren, gesegneten Wirkungskreis verfolgen.

Den 9. Juli 1845

Was soll ich tun, was fangen an?
Heut' möcht' ich nichts als fluchen.
Wenn ich einen braven Bursch müsst' han,
Lang würd' ich gewiss nicht suchen.
Ich fänd ihn ja im eigenen Haus,
Doch mach ich ihm gewiss kein Strauss
Warum, wird sich bald zeigen.

Seit einiger Zeit erlaubte sich mein Kostgänger, mehrere Hausrätlichkeiten und Werkzeuge anzuschaffen, die ich nicht geradezu für absolut notwendig halten könnte und lässt mich, obwohl er doch meine Umstände so ziemlich gut kennen sollte, mit einer Summe von nicht weniger als 40 Gulden, sage 40 Gulden, wodurch ich auch in Schulden geraten bin, immer im Hintergrund, was eben manchmal so ziemlich böses Blut in mir erweckte.

Heute bringt er sogar einen Regulateur, ein Werkzeug, das mehr denn 7 Gulden kostet, und das ich selbst schon jahrelang gern gehabt hätte, wäre ich besser bei Kassa gestanden. Dadurch ist aber meine Geduld gebrochen, denn länger kann und mag ich nicht mehr das Opfer seiner und meiner Torheit sein. Geld will ich haben, Geld muss ich haben, denn ohne Geld komme ich nicht mehr fort in der Welt.

Den 14. August 1845

Wie's geht, so geht's gut, sagt ein altes Sprichwort. Buchstäblich genommen könnte ich es aber nicht so wohl für ganz wahr halten, aber wie's geht, so könnte es noch böser gehen. Das habe ich schon oft und gerade heute wieder erfahren. Diesen Morgen hing mein Knabe, wie es Kinder bisweilen zu tun pflegen, an den etwas kleinen Tisch. Augenblicklich überstürzte derselbe. Der Knabe fiel rückwärts auf den Boden, der Tisch auf ihn, die in der Truhe sich befindenden Messer und Gabeln rollten über seinen Kopf, wobei ihm eines die obere Mundlippe so durchschnitt, dass sie durch den Arzt zugenäht werden musste. Gott sei Dank, dass es kein Auge getroffen, denn wie viel schmerzlicher hätte solches sein müssen, und welchen Nachteil hätte es ihm zeitlebens bringen können.

Wenn es meine Gattin wüsste,
Wie es mir im Witwerstand jetzt ging;
Meine Strümpf und Schuh, die sind zerrissen,
Und durch die Hosen pfeift der Wind.

Den 28. September 1845

Mit bangem Gefühl setze ich mich nieder, um eine sowohl traurige, als seltene Erscheinung zu beschreiben. Vor acht Tagen war noch jedermann der frohen Hoffnung, eine gesegnete Kartoffelernte zu erhalten, denn in hiesiger Gegend hörte man überall, dass dieselben gross, zahlreich und gut seien. Letzten Montag, den 22. September, verbreitete sich die Sage, dass auch hierorts die Kartoffelkrankheit, so wie in Deutschland, Frankreich, Belgien, Hannover und andern Ländern, ausgebrochen sei. Obwohl man solches nicht sehr gerne glauben wollte, so war doch etwas auffallend, dass das vor 4 Tagen noch so schön grüne Kraut derselben jetzt überall, mit Ausnahme der Korsikaner, ganz schwarz war. Jedoch glaubten viele, dieses dem sehr scharf und warm gegangenen Wind vom Freitag, den 19. September, zuschreiben zu dürfen. Am gleichen Abend fand ich an zweien schwarze Flecken vorn am Kopf, die beim Schneiden etwa einen Messerrücken tief "abgingen". Daraus machte ich aber wenig.

Den 24. untersuchten ich und viele andere dieselben auf verschiedenen Feldern. Wir mussten uns (mit eigenen Augen gesehen) wirklich von dieser betrübenden Erscheinung überzeugen, denn viele schwarzgraue Flecken waren an denselben sichtbar. Bis heute, also nach 4 Tagen, nahm diese Tröckenfäulnis, wie sie genannt wird, so rechte Fortschritte, so dass jetzt sehr wenig ganz gesunde

mehr zu finden sind. Zwar sind schon vielerlei Mittel, dieselben vor ganzer Fäulnis zu bewahren, versucht worden, aber ein ganz "probates" ist jetzt noch keines bekannt.

Den 1. Oktober 1845

Oh! Was macht nicht schon der Wucher! Gestern wurde der Sack Kernen in Wil, der vor acht Tagen noch für 15 Gulden, schon für 28 bis 31 Gulden verkauft. Nach diesem würde also das Brot beinahe auf 56 Kreuzer in nächster Woche kommen.

Den 5. Oktober 1845

Die Kartoffelkrankheit hat in letzter Woche wieder bedeutende Fortschritte gemacht, so dass man von sehr wenigen Feldern mehr hört, in denen die Kartoffeln nicht mehr oder weniger angegriffen sind. Die früher angegriffenen haben sich bedeutend verschlimmert. Zwar herrscht bereits überall der Glaube, dass mit dem schnellen "Austun" und Trocknen an luftigen Orten dem gar zu schnellen Verfaulen, wenigstens noch für einige Zeit, vorgebeugt werden könne.

Infolgedessen sind bereits in allen Häusern und Scheunen dieselben ausgebreitet worden, so dass man kaum mehr den nötigen Raum für anderes hat. Auch mit dem Dörren, roh und gesotten, hat man die grösste Mühe. Schon jetzt dürfte der 8. Teil der Ernte hierorts für Menschen ungeniessbar sein. Das Beste, das vielfach erprobt wurde, ist, dass selbst kranke Kartoffeln auf die Gesundheit der Menschen und Tiere durchaus nicht schädlich einwirken. Dem Wucher ist etwas entgegengearbeitet worden, so dass das Brot von 26 nur auf 28 Kreuzer (Anm. für 2,5 kg) gestiegen ist.

Den 9. November 1845

Mit den Kartoffeln steht es immer mieslicher. Von Woche zu Woche sind sie immer schlimmer, obwohl, so möchte ich sagen, schon hunderterlei versucht worden ist. So ist bis anhin noch nichts "Probhaltiges" vorhanden, selbst das "Söndern" (Anm. Verlesen) ist "nichts nüz", denn die dem Anschein nach gesunden, werden in wenigen Tagen, wo immer aufbewahrt, wieder gefleckt und angesteckt, so dass wieder vieles beseitigt werden muss. Das schnelle "Austun" und Trocknen an luftigen Orten ist gar das Verderben gewesen, denn weit besser haben sich die meisten Sorten noch in der Erde erhalten. Aber gleichwohl sind jetzt kaum mehr die Hälfte für Menschen geniessbar; daher überall grosser Jammer, woher im Frühling Samen zu nehmen sei. Es werden daher zu "hundert Vierteln in der Erde gelassen", um doch wenigstens nicht unnötige Mühe mit dem "Austun" zu haben, denn des Dörrrens ist man herzlich satt.

Ja, wenn man das Holz bei dieser schönen und warmen Herbstzeit berechnet, so lohnt es sich kaum der Mühe, sich so viel mit ihnen abzugeben.

Den 10. Dezember 1845

Und nun, welch einen verzwickten Streich haben mir die Erdäpfel, oder die Krankheit derselben gespielt! Bis zum Ausbruch derselben lebte ich immer der frohen Hoffnung, für mich und die Meinigen auch nur bei mittelmässigem Ertrage genug für ein Jahr zu erhalten und vielleicht noch aus den übrigen die diesen Herbst fällige Zahlung von 25 Gulden an das voriges Jahr gekaufte Ackerland entrichten zu können, welches auch wirklich hätte geschehen können, denn ich erhielt beinahe 50 Zentner. Allein, kaum die Hälfte war geniessbar. Die übrigen mussten ohne weiteres in den Düngerkasten geworfen werden, wovon eben kein grosses Geld gezogen wurde. Dadurch ist mir doch wenigstens ein Schaden von 12 Talern geworden. Zudem sind die andern Lebensmittel im Preise gestiegen. Nun kann ich rechnen und wiederum rechnen und abermals rechnen, und dennoch bringe ich nichts anderes heraus, als dass "Schmalhans" für lange Zeit Küchenmeister bei mir werden müsse, denn mit Weben 5 Personen zu ernähren, ist jetzt wahrlich keine Kleinigkeit.

Den 18. Januar 1846

Mit aller meiner Güte habe ich bis anhin von meinem Tischgänger, der jetzt aber seit einiger Zeit für sich allein ist, immer noch nichts an die alte Schuld erhalten können. Im Gegenteil! Er hat mich "noch um etwas Mehreres anschmieren können", worüber aber die längst gebrochene Geduld in mir endlich ausgegangen ist. Nun habe ich den Weg des Rechtes mit ihm eingeschlagen.

Hornung, den 21. 1846 (Anm. Hornung = Februar)

Grosses hat der Herr an mir getan, des bin ich froh. Denn heute hat er (Anm. der Herr) zwar noch ganz unerwartet, das müde Schäflein, mein jüngstes Kind, das nun 4 Jahre und 2 Monate zählte, aber nicht die Kraft hatte, einen Fuss anzustellen, von den vielen Leiden und Schmerzen, die es auf dieser Welt zu ertragen hatte, erlöst und durch einen sanften Hinschied zu sich ins bessere Leben aufgenommen.

Oh, Gott! Wie viel Mühe und Sorgen, wie manchen schweren Kummer hast du mir dadurch abgenommen, so dass ich dir Jahre und Tag nicht genug dafür danken kann.

Den 10. Juni 1846

Obwohl der Frühling mit allen seinen Naturherrlichkeiten und Gaben dieses Jahr so frühe wieder "gerückt" ist, sodass er mit Recht zu den ausgezeichneten gezählt werden darf und bis anhin die Witterung so günstig und schön war, dass schon hierorts das ebenso "grosse als gute Heu" bereits eingesammelt ist, auch überall die Feldfrüchte so schön sind wie bei meinem Wissen noch nie, so dass alles zu der Hoffnung einer frühen und gesegneten Ernte berechtigt, so sind doch bei all diesen erfreulichen Aussichten die Lebensmittel insgesamt immer noch in ziemlich hohen Preisen.

Ein "kernis" Brot (Anm. Kernenbrot) gilt gegenwärtig 32 Kreuzer, ein Viertig Mus 30 Kreuzer, ein Viertig Gersten 38 Kreuzer, ein Pfund Schmalz 28 Kreuzer und so verhältnismässig auch die übrigen Sachen.

Den 6. November 1846

..... (Anm. Auslassung) denn es ist doch wahrlich recht auffallend, bei einem so gesegneten Jahr und bei so grossem Vorrat an Lebensmitteln, dieselben so teuer bezahlen zu müssen. Gegenwärtig gilt ein "kernis Brod" 40 Kreuzer, ein Pfund Schildmehl 11 Kreuzer, ein Viertig Mus 36 - 38 Kreuzer, ein Viertig Gersten 48 Kreuzer bis 1 Gulden.

Den 10. November 1846

Es ist immer gegangen und es geht noch, sagte einst ein alter Soldat auf dem Wege zu seiner Richtstätte. Ihm ist durch gewisse Umstände sein Wort erfüllt worden. Dieser Hoffnung hab ich mich bis anhin immer auch hingegeben. Allein, bald könnte es mir anders werden, denn zu obgenannten Übeln gesellt sich noch ein drittes und zwar noch das ärgste. (Anm. Kartoffelkrankheit, hohe Preise und jetzt noch Arbeitslosigkeit.) Es ist dies die Stockung der Baumwollenfabrikation, denn überall ist jetzt schon der Weberlohn um ein merkliches gefallen. Zudem hat man nicht geradezu immer Arbeit zur genüge. Auch sind schon hie und da Arbeiter "abgestellt" worden, was doch bei längerem Anhalten sicher bald eine bereits so grosse Not wie Anno 1817 herbeiführen wird, denn, obwohl man damals, verglichen mit früheren Jahren, den Weberlohn auch für gering halten musste, so darf man doch mit Gewissheit sagen, er sei jetzt noch um die Hälfte kleiner, und eine andere Beschäftigung ist eben hierorts schwer, doppelt schwer aufzufinden bei der nun bereits vorhandenen Winterszeit. Möge es Gott bald bessern!

Den 18. Dezember 1846

Mit der Fabrikation steht es immer misslicher. Es folgt Abbruch auf Abbruch. Gegenwärtig hat es viele Weber, die müssen 140 Rigg Nr. 130 Garn um den Spottlohn von 2 Gulden 8 Kreuzer verarbeiten. Wer will's so lang aushalten auf ehrlichem Wege? (Anm. Rick = Strängli)

Den 20. Dezember 1846

Welchen Eindruck vorbenannte Zeitübel auch auf meinen ökonomischen und Gemütszustand ausüben, davon könnte ich gar vieles schreiben. Allein, schon manches, und gewöhnlich nicht viel Erfreuliches, hab ich diesen schuldlosen Blättern anvertraut, und es könnte bald als eine "Kreuzschule" angesehen werden, wollte ich die gegenwärtige betrübliche Lage ausführlich beschreiben. Auch mangelt es mir derzeit bisweilen an Gelegenheit, und zudem würde mir meine Bürde schwerlich nur um etwas leichter und mein Beutel sicher nicht dicker. Auch werde ich diese Zeit, ohne viel geschrieben zu haben, nicht so leicht vergessen, denn ohne Zweifel werde ich später noch manche Nachweh schmerzlich genug empfinden, die mich sicher daran erinnern werden. Darum will ich mich, wie bereits früher, ziemlich der Kürze befleissen und diesfalls nur die Hauptsache hier bemerken.

Als ich vor ungefähr 5/4 Jahren mit einigen kurzen Worten darauf hindeutete, dass für mich eine nicht

so ganz fette Zeit unfehlbar eintreten müsse, ahnte ich freilich nicht, dass dieselbe so lang und so hart werden könnte. Allein, es ist jetzt geschehen. Diese Zeit über habe ich eben manchmal, zwar nicht geradezu Hunger gelitten, aber oft sehr lang auf's Essen warten müssen. Auch habe ich bisweilen etwas genossen, das ich in früheren Zeiten nicht so ganz mit Appetit verzehrt hätte. Und doch bin ich mit all meiner Sparsamkeit seitdem um nicht weniger als 100 Gulden rückwärts gekommen (nicht zu berechnen, was mir an Kleidern und andern Sachen im Hause abgegangen ist, was eben nicht wieder hergestellt werden konnte und jetzt ziemlich zerfetzt aussieht). Diese Summe habe ich, versteht sich, auch nicht bar auf dem Tisch gehabt, sondern bald hie bald dort von guten Leuten auf "Borg" oder an andere Sachen erhalten, die ich jetzt eben schuldig bin und gewiss recht gern abzahlen würde, denn ich darf diejenigen kaum mehr recht ansehen, obwohl, ich muss es mit Freuden bezeugen, mir bis anhin noch keiner ein krummes Wort gegeben, geschweige mich gütlich oder rechtlich dafür belangt hätte. Und doch, und doch habe ich deswegen schon manche Nacht bereits schlaflos zugebracht und auch bei Tage viele Stunden in Kummer und Sorgen zugebracht, die mich bisweilen auf Gedanken führten, die ich zu schreiben hier nicht am Platz finde.

Nur soviel sei bemerkt, dass ich mich bisweilen genötigt sah, mich bei fröhlichen Leuten oder in andern Häusern zu zerstreuen, um nicht gar zum (Anm. Gedankenstrich) zu werden, denn mein Gemüt ist lange nicht mehr wie in früheren Jahren, denn damals konnte ich mich auch über nicht so freudige Dinge ganz leicht wegsetzen oder doch bald wieder vergessen. Aber jetzt ist es weit anders mit mir. Manches an und für sich Unbedeutende ist dermal hinreichend, mir den Schlaf manche Stunden zu entziehen oder mich sonst in missmutige Stimmung zu bringen. Hätte ich auch nur ein einziges Mensch, mit dem ich mich über dies und das beraten könnte oder dem ich meine Lage vertraulich mitteilen dürfte, ich könnte doch sicher manche fröhliche Stunde haben. Aber so ganz allein alles für und mit sich selbst ausmachen, gibt eben (besonders in solcher Zeit) viel Kopfrechnens, und der Verlust meiner Gattin erscheint mir auch in dieser Beziehung wieder recht schmerzlich.

Wie wohl, wie wohl dürft's mir auf dieser Welt nicht sein,
Wenn in den nicht gar kleinen Becher mein
Statt Wermut würd' gegossen sein
Auch nur halb, nur halb voll Burgunderwein.
Aber diesen Schnaps kann ich kaum mehr vertragen,
Er ruiniert mein Kopf zusammt den Magen,
Wenn ich aber den andern könnt haben,
Er würde mich sicher erquicken und laben.

Den 6. Juni 1847

Jetzt lässt sich bald wieder etwas fröhlich atmen. Durch die ausserordentliche Pracht und Fülle der Felder und Bäume einerseits und durch die ungeheuren Kornlieferungen aus Russland und Amerika andererseits hat doch die durch den (Anm. Gedankenstrich) Wucher erkünstelte Teuerung hoffentlich ihren höchsten Grad erreicht. Sie dürfte bald ihrem Ende nahen und wird, ohne jedoch so geschwind vergessen zu werden, von vielen Tausenden mit Freuden zu Grabe getragen werden. Indem die Fruchtmagazine und Kornhäuser, wo man hört von nah und fern, gegenwärtig so angefüllt sind, dass mehrere andere Gebäude zu diesem Zwecke gebaut werden müssen, sind die Lebensmittel recht ordentlich am Sinken. Seit drei Wochen ist der Laib Brot nicht weniger als 17 Kreuzer, sage siebenzehn Kreuzer, gefallen und gilt demnach heute noch 39 Kreuzer, das Pfund Schildmehl 11 Kreuzer.

Den 24. Juli 1847

Was ich vor ungefähr einem Jahr geschrieben habe, muss ich bereits mit gleichen Worten heute gerne wiederholen, nämlich, nachdem nun jedermann einsehen muss, dass die Ernte eine noch gesegnetere als die vorjährige werden muss, so sind die Lebensmittel wieder am Sinken begriffen, wozu auch die ausserordentliche Fülle der Kirschen das Ihre beitragen mag. Ich glaube, diese Zeit über habe ich bereits soviel gegessen, als vorher in 20 Jahren. Ja, Besseres und Wohlfeileres war jetzt nichts vorhanden, denn das alte Pfund à 2 Kreuzer brachte man mir genug ins Haus, und nicht bloss hierorts, sondern viele Stunden auf, ab und seitwärts hört man überall das Gleiche, nämlich dass man kaum halb soviel erwartet habe. Im Sennhof (hiesige Gemeinde) sind an einem (freilich grossen) Baum über 7 alte Zentner gesammelt worden. Auch an den Obstbäumen hängt wieder so viel, dass das jetzige Geschäft der Bauern bereits in nichts anderem besteht, als dieselben zu

unterstützen. Darüber später mehr. Aber die Erdäpfel, die Erdäpfel ! An diesen sind wieder Spuren von Krankheit vorhanden.

Den 28. Oktober 1847

Mit bangen Gefühlen sieht jedermann dem nahe, ganz nahe bevorstehenden Kriege (Anm. Sonderbundskrieg) entgegen. Krieg, ein schauerliches Wort! Noch schauerlicher aber ist das Wort "Bürgerkrieg", und dieser steht jetzt sozusagen vor der Türe, denn eine kleine Minderheit der Eidgenossen, 7 Kantone (Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis) wollen sich der Mehrheit der 15 übrigen Kantone nicht mehr unterziehen und haben einen bewaffneten Widerstand gegen sie beschlossen, in dem gewiss irrigen Wahne, welcher ihnen von ihren "Verführern" vorgemalt wird, es gehe um die katholische Religion, von welchem Glauben auch noch viele Katholiken hier und anderwärts befangen sind. Daher ist eine traurige Spaltung zwischen Katholiken und Protestanten wahrnehmbar. Freilich sind auch unter den gebildeten Katholiken noch viele ganz mit den Reformierten einverstanden. Die Parteien sind gewöhnlich mit dem Namen Liberale und "Rotstrümpf" benannt, welche letztere, bereits aus lauter Katholiken bestehend, sich schon hie und da rebellisch, sogar im Militärdienst, betragen haben, mit Mord und Brand, mit Austreibung der Regierung u.a. mehr drohten, welches letztere wirklich planmässig abgekartet war, aber glücklich von der grossen Mehrheit der gutgesinnten Bürger sowie von der sehr wachsamten Regierung selbst glücklicherweise bis anhin vereitelt wurde, indem in der Stadt St. Gallen frühe genug Militär einberufen wurde sowie auf dem Lande, hauptsächlich an den Landstrassen, wo sich gar viel mit Geschütz versehen und sowohl bei Tag als bei Nacht in militärischer Ordnung Wache hielten, um die Herren "Rotstrümpf" würdig zu empfangen.

Den 4. November 1847

Jetzt sieht es doch recht kriegerisch aus. Bereits täglich sieht man Militär hin- und herziehen, die einten dahin, andere dorthin, denn der ganze erste Landesauszug samt vielen vom 2. Auszug der gesamten Eidgenossenschaft (man rechnet die Zahl über 100'000) steht gegenwärtig gerüstet im Feld, und täglich erwartet man, dass da oder dort ein Angriff geschehen werde, was ohne Zweifel viele Opfer kosten wird. Daher überall Jammer und Trauer.

Den 12. November 1847

Der Kampf hat begonnen. An mehreren Orten sind Gefechte vorgefallen, von welchen aber die reine Wahrheit nicht so genau bekannt gemacht wird. Jedoch so viel ist bestimmt, dass auf Seite der Sonderbündler etwa 300 und auf Seite der Eidgenossen etwa 50 Mann geblieben sind, ohne die Verwundeten. Oh, ihr verzwickten Jesuiten!

Den 15. November 1847

Soeben gelangt hier durch "extra Stafete" die erfreuliche Nachricht an, dass die Stadt Freiburg ohne Blutvergiessen von den Eidgenossen besetzt worden sei. Somit ist der erste Ring an der Sonderbundskette glücklich gesprengt. Aber die Roten machen doch saure Miene und wollen es immer noch nicht begreifen, dass es auch zu ihrem Heil dienen sollte.

Den 23. November 1847

Seit einigen Tagen ist wieder alles sehr gespannt, indem man vielmal den Kanonendonner hierorts hört, was auf wirklich grosse Gefechte schliessen lässt.

Den 25. November 1847

Der letzter Tage hier gehörte Kanonendonner war ein Gefecht im Kt. Schwyz, wobei die Eidgenossen sowie die Gegner mutig kämpften, welche letztere aber gegen den Hauptort gedrängt wurden. Zu gleicher Zeit wurde auch der Kanton Luzern von einigen Seiten angegriffen und endlich gestern gezwungen, die Stadt zu übergeben. Infolgedessen sollen über 40'000 Mann in dieselbe eingezogen sein. Somit ist das Hauptnest der schwarzen Vögel, die so viel Unheil angerichtet haben, zerstört. Aber was doch sehr betrübt, ist, dass diese unsauberen Kerls frühe genug ausgeflogen sind (samt der Staats und Kriegskassa von ca. 300'000 Franken) und wohl später schwerlich noch gefangen genommen werden können.

Den 31. Dezember 1847

..... (Anm. Auslassung) Aber Gott sei herzlich gedankt. Er hat doch mich und die lieben Kinder vor schwerem Unfall gnädig bewahrt und uns, was das beste ist, in guter Gesundheit erhalten, wofür ich ihm nochmals herzlich danke und demütig bitte, er wolle uns auch in Zukunft in seinen väterlichen Schutz aufnehmen und bald wieder fröhlichere Zeiten erleben lassen, was ich auch getrost hoffe

.....(Anm. Auslassung) Und der Krieg, der Krieg! Welchen freudigen Ausgang hat derselbe genommen! Welch kurze Zeit hat er gedauert! Wie wenig Menschenleben hat er gekostet! Wie fröhlich kehren nun die grösstenteils wieder entlassenen eidgenössischen Truppen in ihre Heimat zurück, und mit welchem unerhörtem Jubel werden dieselben allen Orts empfangen! Ich fühle mich gedrängt, ein solches Freudenfest, an welchem ich selbst beiwohnte und also Augen und Ohrenzeuge war, hier in diese Blätter niederzuschreiben.

Vor einigen Tagen kehrte das Appenzeller Bataillon "Meyer" zurück und traf am 26. Dezember in Herisau ein. Ich begab mich daher, weil es gerade Sonntag war und weil eben viele von hier auch gingen, dorthin, um die Ankunft und den freudigen Empfang selbst sehen zu können, und zwar lief ich ihnen noch etwa eine halbe Stunde entgegen, wo dann der fröhliche Auftritt wie folgt begann:

1. Den Zug eröffnete eine Abteilung junger Knaben, ca. 30 an der Zahl, in militärischer Rüstung und mit Musik.
2. Dann eine andere Abteilung Knaben, wenigstens 80, jeder mit einer Fahne verschiedener Farbe und Gattung.
3. Nach diesen das sogenannte Freikorps, eine Abteilung älterer Scharfschützen, worunter Männer von ziemlich hohem Alter, welche sich freiwillig organisiert hatten und im Notfall bereitwillig in den Kampf gezogen wären, alle in Bürgerkleidung, bloss mit einer Freischarenkappe, worauf eine eidgenössische Kokarde war, ausgezeichnet (Anm. gekennzeichnet), jedoch mit Stutzer und Weid-Tasche versehen, ca. 100 an der Zahl.
4. Sodann ein Bataillon anderes Militär.
5. Nachher 2 Kavalleristen, die Landesfarbe zu Pferd und einige Landesbeamte in einer Kutsche, und erst dann das betreffende, mit hohen Ehrenbezeugungen abgeholte Bataillon.
6. Neben diesen, auf beiden Seiten der Strasse, eine Kompanie uniformierter Scharfschützen in immerwährendem Rottenfeuer, und endlich mit und unter diesen Abteilungen mehrere tausend Zuschauer, klein und gross, jung und alt, krumm und grad. Unter fortwährendem Krachen des Geschützes, Trommel und Trompetenschall bewegte sich der Zug durch die Strasse, über welche an einigen Stellen prächtige Triumphbogen mit sinnigen Inschriften aufgestellt waren. Auf dem Platze im Dorfe stellte sich die abholende Menge in zwei Reihen auf, und die Ankommenden zogen fröhlichen Blickes durch dieselben, wo sie dann auf dem geräumigen Platz des Obstmarktes von Landammann Tanner mit Zufriedenheit bedankt wurden. (Anmerkung: Im Band II der "Appenzeller Geschichte" von Walter Schläpfer, herausgegeben vom Regierungsrat des Kantons Appenzell A. Rh. 1972, befinden sich S. 432 eine Lithographie nach Johannes Weiss und S. 428 die Beschreibung dieses Empfangs.)

Den 12. März 1848

Kaum habe ich einige Wochen in etwas fröhlicheren Gedanken verleben können, so kommen die gefürchteten Nachwehen, vor welchen mir schon lange bange gewesen ist, in vollem Galopp dahergefahren, denn innert weniger Wochen sollte ich wenigstens 100 Gulden bezahlen und einen eigenen Kreuzer habe ich sicher nicht. Wie diese harte Nuss knacken ?

Kann ich einst je fröhlich werden?
Oder bringt mich Angst und Not,
Bald, ach bald in kühle Erden?
Fürchten würd' ich nicht den Tod!
Denn nur Traurigkeiten sehen,
Macht zum Leben wenig Freud.
Lieber wollt' ich übergehen
In das Land der Seligkeit.
Wenn ich nur vorher meinen Kleinen
könnte übergehen seh'n,
Sicher würde ich nicht weinen,
Froh würd' ich am Grabe steh'n,

In der Hoffnung, meine Lieben
Vereint zu finden dann dort drüben.

Den 10. April 1848

Nachdem die Schweizerwirren, deren Kosten 5'800'000 Franken betragen, durch die Waffen, durch Treue und festes Zusammenhalten beendet und der Sonderbund sowie die Jesuiten zum "Gugu" gejagt sind und sich jedermann einer besseren Zukunft zu erfreuen hoffte, so wallte gleich darnach auch das Blut unserer Nachbarvölker, denn sogleich erhoben sich Sizilien und Frankreich gegen ihre Könige und kündigten denselben den Gehorsam auf. Ja, letzteres ging gar soweit, den Machthaber abzusetzen und eine Republik zu proklamieren.

Kaum war dies geschehen, so griff auch in Italien das Freiheitsfieber um sich, welches bald gleich einem Feuer durch ganz Deutschland loderte, so dass gegenwärtig bereits alle Throne desselben, Österreichs, Bayerns, Württembergs, Belgiens, Dänemarks und sogar der des grossen und mächtigen Russlands, so noch vieler anderer Fürsten, kräftig erschüttert werden und zum Teil wanken. Deren Inhaber zittern und beben, bieten aber gleichwohl alles Mögliche auf, um doch ihre unumschränkte Gewalt aufrecht zu erhalten, was aber bis anhin, obwohl mächtige Heere gegen die Freiheitsmänner gekämpft haben, noch keinem ganz gelungen ist, weshalb sämtliche gekrönten Häupter ihr verfügbares Militär auf den Füssen haben. Auch sind schon mehrere Treffen in verschiedenen Staaten zwischen Bürgern und Fürsten, oder besser gesagt, deren Milizen, vorgefallen, wobei die erstern meistens Sieger geblieben sind, was freilich für den Freiheitsliebenden eine grosse Freude ist und auch noch andre bisher ruhig gebliebene Völker in Kampflust versetzte, so dass man bereits mit Recht sagen kann: Ganz Europa ist gegenwärtig in Unruhe!

Infolgedessen aber liegen Handel und Gewerbe so darnieder wie noch gar nie, denn im In- und Ausland sind Tausende von Arbeitern verabschiedet und die Fabriken geschlossen worden. Und auch hier und anderwärts ist es den meisten Webern untersagt, per Woche mehr als ein Stück zu liefern, für welches man im Durchschnitt 48 Kreuzer bis 2 Gulden Weberlohn bezahlt. Mir ist demnach noch gestattet, 1 Gulden 45 Kreuzer zu verdienen. Wie kann, wie soll ich mich und meine Kinder erhalten? Dieser Weheruf ertönt jetzt bereits von Mund zu Mund, und es ist der Jammer und das Elend noch weit grösser als vor einem Jahr, wo man das Brot für 58 Kreuzer essen musste.

(Anm. Im Februar 1848 kosteten 5 Pfund Brot 24 Kreuzer.)

Den. 4. Mai 1848

1. Ach wie vieles möcht ich schreiben,
Über diese böse Zeit!
Aber ich lass's unterbleiben,
Weil es niemand doch erfreut.
2. Aber über meinen Kummer,
der mein Gemüt so arg verstimmt,
Und mir so manche Nacht den Schlummer,
Und manche Freud bei Tag benimmt,
3. Davon will ich dem Papier
doch ein wenig übergeben.
Ach, so traurig steht's mit mir,
Weiss mich kaum mehr zu erheben.
4. Wöchentlich mit einem Gulden
Mich und zwei Kinder nähren
Und abzutragen alte Schulden,
Das will man mich jetzt lehren.
5. Ich hab schon viele Wochen lang
Bei Tag und Nacht studiert.
Und oft wird mir so angst und bang,
Ich sag es ungeniert.
6. Das ist ja rein unmöglich mir,
Es ist nicht zu vollbringen,
Wer wollt gewachsen sein dafür,
Auch solches zu erzwingen?

7. Ich bat um schonende Geduld,
Mein Alles wollt' ich geben
Zum Unterpfand für meine Schuld,
doch bis anhin vergeben.
8. Ich flehte noch zu manchem Mann,
Mir hierin beizustehen.
Und bot auch ihnen jenes an,
Doch nirgends wollt es gehen.
9. An meines ----- kaltem Herz,
Scheint alle Bitt vergebens.
Das macht noch grösser mir den Schmerz,
Verbittert mehr mein Leben.
10. Es scheint mir, Betrug und List,
Sind jetzt die Herrn der Welt.
Wer auch noch brav und ehrlich ist,
kommt selten mehr zu Geld.
11. Mein Lager hab ich manchmal schon
mit Tränen, Schweiss benetzt,
Und selten hör' ich einen Ton,
der mich diesmal ergötzt.
12. So weiss ich oft nicht, wo ich bin,
Im Fieber oder Traum.
Und weil ich so verwirret bin,
Geb ich Gedanken Raum,
13. Die ich keinem Mensch eröffnen darf,
Mir schauert selbst davor.
Es schneid't in meiner Seele scharf
Und treibt zu Berg mir s'Haar.
14. Doch wenn man auch mit Sorg und Not
Manch' Jahre lang geplagt,
Und dann zuletzt noch wird bedroht,
Zu nehmen, was man hat,
15. Ja bald entblösst, dies ist kein Spass,
Sich und die Kinder sehn,
Wo ist ein Mensch? Wem würde das
Nicht schier den Kopf verdreh'n?
16. Hiobe gibt es selten mehr,
Ich wenigstens bin kein.
Wollt lieber Geld als diese Ehr',
Ein andrer könnt mir's sein.
17. Aber, aber beides missen,
Ist gewiss ein' grosse Pein.
Alles, alles einzubüssen,
Was mir je könnt' nützlich sein,
18. Und vor meiner Kinder Augen,
ein düster Bild zu stellen,
Auch ihnen noch die Freude rauben,
Auf die sie sicher zählen!
19. Doch es verstummt mein Trauerlied,
Nur Tränen sind sein Zoll.
Ich stammle, doch die Sprache flieht,
denn mir ist s'Herz zu voll.
20. Darum end' ich mein Gedicht,
Weils an Worten mir gebricht.
Ich weiss nichts mehr anzufangen,
Der Verstand ist "visiten" gegangen.

Den 1. Juli 1848

Auch wieder etwas Freudiges. Als vor einem Jahr der löbliche Schul- und Verwaltungsrat (weil kein Aspirant vorhanden war) ohne mein Wissen und meinen Willen mich zu seinem Schreiber ernannte, ich aber diesfalls meine Schwachheit wohl selbst fühlte und zum voraus einsehen konnte, dass dieses vielleicht mit vieler Mühe, aber wenig Lohn verbunden sei, entschloss ich mich, diese Stelle für ein Jahr anzunehmen. Ich tat das aber nur, um das mir gewordene Zutrauen zu ehren und weil von der Behörde selbst Nachsicht mit mir zu haben versprochen wurde.

Aus besonderen Gründen wollte ich aber damals keine Notiz in mein Tagebuch aufnehmen. Heute aber, nachdem das Jahr vorüber ist, und glücklich vorüber ist, will ich noch eine kurze Bemerkung hievon machen.

Nach Übernahme der Protokolle und anderer Schriften war es meine erste Sache, dieselben hinten und vorn zu durchstöbern, um dadurch von der Führung derselben mich einigermaßen selbst zu belehren. Ich brachte gleich anfangs eben manchen ganzen Sonntag damit zu, wobei ich aber wirklich gar manches lernen konnte, das mir später recht wohl bekam. Und so ging meine Sache ordentlich, aber mit langer Weile vonstatten. Einige Zeit nachher musste ich mit sämtlichen Schulprotokollen ins Pfarrhaus, wo eine erziehungsrätliche Visitation derselben vorgenommen wurde. Die anwesenden Herren aber wollten von der früheren Führung derselben keinen grossen Ruhm machen, zeigten mir hie und da bemerkbare Lücken und belehrten mich noch über manches mir Unbekannte. Ich liess es mir auch nicht zweimal sagen, sondern suchte die vorhandenen Lücken bestmöglichst auszufüllen, was mir zwar wieder manchen Sonntag Arbeit gab, manchen Sonntag sage ich, denn diese Geschäfte verschob ich gewöhnlich auf diesen Tag, denn an denselben ward ich am wenigsten gestört und konnte auch noch etwa einige Kreuzer verdienen, ohne meiner gewöhnlichen Arbeit etwelchen Abbruch zu tun. Auf diese Weise versah ich meine Stelle so gut als möglich. Jedesmal, wenn ich nicht mehr weiterkam, bemühte ich mich, bei einem mir wohlgewogenen, in diesem Fach ganz kenntlichen Mann Erkundung und Rat zu holen, was mir jederzeit bereitwillig erteilt wurde. So verrichtete ich meine Geschäfte, zwar mit ziemlicher Mühe, jedoch ohne grossen Zeitverlust, und am Ende wurde mir die Zufriedenheit der Behörde und der Rechnungskommission öffentlich bezeugt, was mir jedenfalls nicht wenig Freude machte und überdies noch das schöne Sümmchen von 20 Gulden eintrug, mit welchem ich eben auch ein mir unbeliebiges Loch zustopfen konnte. Darum meine heutige Freude.

Den 24. August 1848

Obgleich der Verdienst immer noch auf dem alten steht, so habe ich doch mich und die Kinder diesen Sommer bei dem wohlfeilen Brot so ordentlich und bis anhin mit Ehre durchgeschleppt, denn ein anders Geschäft, das mir zwar schon vor zwei Jahren übertragen, aber früher kein grosses Einkommen gewährt hat, (ich konnte nämlich an einigen Frei- und Gesellschaftsschiessen den Herren Schützen als Zeiger meine Dienste machen) hat mir diesen Sommer auch wieder einige blanke Taler in meinen Beutel gejagt. Diese haben aber in demselben keine bleibende Stätte gefunden, sondern ihre Reise bald wieder angetreten. Sie dienten mir aber gleichwohl zum besseren Unterhalt und bereiteten mir überdies mehrere frohe Tage, kosteten mir aber fast das Leben, indem mir eine Kugel hart am Kopf vorbeiflog und nicht so ganz lieblich sauste.

Den 10. April 1849

..... (Anm. Auslassung) Im Herbst vergangenen Jahres erhielt ich von unserem Lehrer, der mit der Bildung eines Gesangvereines beschäftigt war, die freundliche Einladung, mich demselben anzuschliessen. Ich konnte mich zwar als schon "ziemlich ältlicher Mann" nicht so leicht dazu verstehen. Allein, die an Musik und Gesang von jeher gehabte Freude bewog mich, bis derselbe einigermaßen konstituiert sein werde, demselben beizutreten, und ich gestehe es frei: in dem Verein habe ich recht viele frohe und heitere Stunden verlebt. Auch habe ich mich manche Zeit zu Hause mit den neuen Liedern beschäftigt und so meine täglichen Sorgen etwas verscheuchen können, und wahrlich, bis zur Stunde habe ich keine Ursache gehabt, meinen Beitritt zu bereuen. Jedoch könnten häusliche Verhältnisse mich bald zum Austritt bestimmen.

Den 3. Juli 1849

..... (Auslassung) Schon seit gar vielen, vielleicht 30 Jahren, bemühten sich schon verschiedentlich einige Mitglieder der hiesigen Schützengesellschaft, ein zweckmässiges Schützenhaus für die Gesellschaft erstellen zu können. Auch war dieses schon mehrmals von der Gesellschaft beschlossen, aber immer, weiss ich aus was für Gründen, wieder beim blossen Beschluss verblieben.

Vor etwa einem Jahr aber trat ein für das Schiessen sehr eingenommener, mutiger, beredter und vermöglicher Mann (J.G.K.) in die Gesellschaft ein und wurde bald nachher einstimmig zum Vorstand, d.h. als Schützenmeister gewählt. Nach dem ersten unter seiner Leitung durchgeführten Gesellschaftsschiessen rückte derselbe auch mit seinem Wunsche aus, es sollte doch auch ein stehendes, gedecktes Schützenhaus erstellt werden, wenn die Gesellschaft bei jedem Wetter sich des Schiessens erfreuen und dabei geschützt sein solle. Diesem Wunsche wurde wie früher beigepflichtet und solcher zum Beschluss erhoben. Der Bezeichnete und einige Mitglieder sollten die nötigen Massnahmen treffen. Kurze Zeit nachher gelang es dem rüstigen Herrn, den ersten, und ich denke, den schwersten Stein des bisherigen Anstosses, nämlich den Platz zur Erstellung eines Hauses unentgeltlich zu erhalten. Dieser hätte früher teuer bezahlt werden müssen, was ihn und die Gesellschaft hoch erfreute und auch zu grösseren Opfern befähigte. Es wurde daher der allgemeine Wunsch laut, wenn immer möglich ein recht nettes und bequemes Gebäude zu erstellen und etwa bei Vermöglichen um freiwillige Beiträge anzuklopfen, was wirklich von der ernannten Kommission pflichtgemäss erfüllt wurde. Die freiwilligen Beiträge fielen über Erwarten reichlich aus, sowohl bei Gesellschaftsmitgliedern als auch bei andern. So wurde die Sache als leicht ausführbar dem Schützenmeister und drei andern zur möglichst baldigen Errichtung übertragen. Nun steht zur Herzensfreude der Gesellschaft ein Haus da, das mit einem Worte gesagt, wenig zu wünschen übriglässt.

Während dem Beginn dieses Baues war jedermann der Ansicht, dass das erste in demselben abzuhaltende Schiessen ein besonderes werden sollte, weshalb auch Herr K. die Anordnung zu einer fröhlichen Einweihung traf und auch alle Mitglieder dazu ermunterte. Auch ich wollte das Meinige zur Lebhaftigkeit desselben beitragen und dichtete zwei Lieder eigens auf diesen Tag, welche auch, obwohl von geringer Qualität, mit grossem Beifall aufgenommen wurden.

In guter Eintracht

1. Mit frohem Mut und heiterm Sinn
Wir heute sind beisammen.
Bald ziehen wir zur Mitte hin,
Um sogleich anzufangen
In einem schönen, neuen Haus,
Zu schiessen unsere Gaben aus
Mit hoher Lust und Freude.
2. Dies konnte vorhin nicht geschehn.
Wir mussten oft im Wetter
Schier unter freiem Himmel steh'n,
Geschützt durch wenig Bretter,
Ja, preisgegeben jedem Wind,
dass wir oft halb erfroren sind,
Verkümmert war die Freude.
3. Von nun an aber kann und soll
Kein Wetter uns mehr stören.
Das neue Haus, das wird uns wohl
Doch guten Platz gewähren,
Und das zu jeder Jahreszeit.
Wenn's stürmt und regnet oder schneit,
Sind wir jetzt wohl geborgen.
4. Und wer, wer hob den schwersten Stein
Zu diesem schönen Werke?
Er wird in unserer Mitte sein.
Mit seines Wortes Stärke
Schlug er den Knoten nun entzwei
Und trug noch manches dazu bei,
Drum lasst ihn heut hoch leben! Vivat! Er lebe hoch!
5. Auch manche schöne Gabe floss
Aus liebevollen Händen,
Sodass mit Riegel, Tür und Schloss
Der Bau jetzt ist vollendet.
Drum singen wir auch heute noch:
Die guten Freunde leben hoch!
Und das aus lauter Freuden: Vivant! Sie leben hoch!

6. Nun ziehen wir jetzt fröhlich hin,
Die Stutzer sollen knallen.
Wird nicht gar gross auch der Gewinn,
Gewährt's doch Freuden allen.
Denn wenn es lebhaft pufft und kracht
Und sich der Zeiger lustig macht,
Wer wollte sich nicht freuen!?

7. Ja, Brüder, lasst uns fröhlich sein,
Ein lustig Leben führen!
Beim Stutzer und beim Becher Wein,
Da wollen wir uns rühren.
Vivat, wir leben alle doch
In brüderlicher Eintracht hoch,
In Frieden und in Freuden. Vivamus! Wir leben hoch!

Infolge geschehener Einladung traf nun die Gesellschaft bereits vollzählig Mittag 12 Uhr im Wirtshaus zur Rose ein, wo noch etwelche Vorbereitungen getroffen und dann das obige Lied gesungen wurde. Nach diesem verkündeten einige Böllerschüsse sowie Tambouren und Pfeifer den baldigen Aufzug ins Schützenhaus. Eine grosse Menge Zuschauer von nah und fern sowie die Kinder beider Schulen, beinahe 100 an der Zahl, waren anwesend, und der Zug begann also.

Voraus Tambour und Pfeifer, nach diesen ich und mein Gehilfe, in Weiss und Rot gekleidet, sodann die Schützengesellschaft, alle mit Gewehr im Arm, vor, neben und nach dem Zug eine Menge Kinder und andere Zuschauer. Ungefähr auf der ersten Hälfte des Weges spielte die Musik, dann wurde mit Gesang fortgeschritten. Im Schützenhause angekommen, bestieg Herr Schützenmeister sogleich die Bühne und hielt eine treffliche Anrede an die versammelte Menge, verdankte "den andern" ihre gutwilligen Beiträge und schloss sodann die Rede mit dem Wunsche, dass sich die Gesellschaft wie bis anhin stets der so schönen Eintracht erfreuen möge. Hiemit wurde das Lied Nr. 2 gesungen, und dann begann das Schiessen und nahm seinen Fortgang mit noch nie gesehener Lebhaftigkeit, denn noch nie sind im Kehr (Anm. so schnell) wie diesmal 30 "Nummern" geschossen worden. Abends war der Abzug gleich dem Aufzug, und somit der gewiss freudige Tag beendet und die fröhliche Nacht begonnen, in der in bester Harmonie mehrere Stunden verlebt wurden.

Den 17. August 1851

Gestern und heute hatte ich ein Geschäft, das ich recht gerne einem andern und geschicktern überlassen hätte. Ich war nämlich von den beiden (evang. u. kath.) Kirchenverwaltungen beauftragt worden, in den Knopf (Anm. = Knauf) des Kirchenturmes ein "Memorial" zu fertigen, damit die Nachwelt dereinst, nicht wie wir, so arg getäuscht und denselben ganz leer finden solle. Zu diesem Geschäft hatte ich nur 8 1/2 Tage Zeit. Wie sollte ich daher etwas Schönes zustande bringen? (Unmöglich.) Allein, ich tat mein Bestes, und obwohl diese Schrift nichts weniger als ein Meisterstück war, so waren das Publikum und die Behörden mit demselben doch zufrieden. Ich selbst hätte gern noch manches beigefügt, wenn ich mehr Zeit gehabt hätte. Allein, ich musste mich begnügen, der Nachwelt eine kurze, aber gewiss wahrheitsgetreue Beschreibung zu hinterlassen. Welche Gefühle mich beim Verschliessen derselben durchdrangen, kann ich unmöglich beschreiben. Es war mir sehr wunderlich zumute, dass noch eine Schrift von meiner Hand (alte Neuigkeiten, wenn ich es so nennen darf) die Nachkommen erfreuen sollte, wenn ich vielleicht schon hundert Jahre unter der Erde begraben lag.

Den 19. Februar 1852

Mein Kopf und Herz ist heut noch voll,
Von gestern g'nossner Freuden.
Selbst meinem Beutel gings recht wohl,
Drum will ich's auch aufschreiben.

Wegen ungünstiger Witterung und vorgerückter Jahreszeit beschloss die Schützengesellschaft letzten Herbst, das sogenannte "Grümpelschiessen" in die Fastnacht zu verlegen. Es wurde dasselbe auf Montag, den 9. Februar angeordnet und, von schönstem Wetter begünstigt, zahlreich besucht. Damit aber jedermann, nicht bloss die Schützen, an einem Schmause teilnehmen könne, wurde eine freundliche Einladung in "Zirkulation" gesetzt. In derselben war angezeigt, dass ein schönes Essen bereit und pro Person nur 30 Kreuzer zu bezahlen seien, und nachher werde Musik und Tanz stattfinden. Dieser Einladung zufolge fanden sich am Abend nicht weniger als 130, sage hundert und

dreissig Personen ein, so dass der ganze Saal zum Rössle voll besetzt war. Welch ein herrlicher, in hier noch nie erlebter Anblick, eine solch grosse Anzahl der verschiedensten Personen, jung und alt, reich und arm, alles bunt untereinander bei einer und dergleichen Mahlzeit zu sehen, welche bereits einige Stunden dauerte. Nachher brachten wieder dieselben einige Stunden bald mit Tanz, bald mit Gesang, bald mit andern Spielen und Fastnachtsstücklein zu, ohne dass dabei auch nur das Mindeste an Uneinigkeit wahrgenommen wurde, obwohl gegen das Ende noch hie und da einer des Guten fast zuviel hatte. Ich gestehe es frei, diesen Tag muss ich zu den freundlichsten zählen, die ich je erlebt habe, und zwar nicht bloss darum, weil er meinem Magen und Beutel etwas Gutes zukommen liess, sondern weil sich dies Gemisch von den verschiedensten Personen so recht friedlich und fröhlich miteinander unterhalten und erfreuen konnte, was doch sicher eine *S e i t e n h e i t* genannt werden muss.

Den 11. Juli 1852

Das neue Geld, das wär' jetzt da,
(Anm. Franken statt Gulden)
Mir goht's wie mit dem alten.
Ich thu sehr wenig übercho,
Und chas au nüd lang p'halten.
Jedoch, ich stoss mich nüd z'lieb dra,
En Herr werd ich kein geh.
Wenn ich nu immer z'essen ha
Und gsund dabi cha sii.

Den 20. Oktober 1852

.... (Anm. Auslassung)

Gegenwärtig gelten 5 Pfund Brot 24 Kreuzer oder 84 Rappen neues Geld

Den 1. Dezember 1852

Der überaus milde und angenehme Herbst, besonders der November, hat in der Natur seltene Erscheinungen hervorgebracht. Denn nicht nur in den wärmeren Gegenden, sondern auch hierorts findet man jetzt hie und da Gewächse, die sonst dem Frühling oder Sommer angehören, als da sind: Kettenblumen, Habermark, Kümmelblüten, blühende Holunderbäume und andere Blumen mehr, auch ausgewachsene Korn- und Gerstenähren und sogar reife Erdbeeren, was ich meines Wissens noch nie erlebt habe.

Den 29. Dezember 1852

Auch in diesem Monat war die Witterung bereits wie im vorigen, also meistens lieblich, heiter und warm, bloss bisweilen eine etwas kältere Nacht. Dessen ungeachtet sind gleichwohl noch Blumen anzutreffen; sogar Schmetterlinge und Maikäfer sind an einigen Orten gesehen worden, so auch Bienen mit Höschen.

Den 24. August 1853 zog über unsere Gegend ein Ungewitter. Kein Mensch kann sich erinnern, solche Steine je gesehen zu haben. Ich selbst habe gar viele gefunden, welche grösser als Hühnereier waren und die 2 bis 3 Zoll im Durchmesser hatten und 5 bis 6 "Loth" wogen. An andern Orten will man noch weit grössere gefunden haben. Es ist ein Schaden entstanden, der schwerlich berechnet werden kann. Dachziegel sind viele tausend allein in Degersheim zerschlagen worden. Die Bäume und Feldfrüchte sehen gar übel aus.

Den 14. August 1855

Nach so langem Harren kann ich endlich wieder einmal schreiben, und zwar, wie ich mir vorgenommen, von etwas Freudigem. Es betrifft aber nicht, wie ich es wünschte, das Allgemeine, sondern nur mich, nebst vier meiner guten, alten Kameraden. Es war nämlich schon vor ungefähr zwei Jahren, als unser einige an einem schönen Sonntag auf eine nahe gelegene Anhöhe gingen, von wo aus wir eine weite Aussicht auf und über den Bodensee geniessen konnten. Dabei wurde der Wunsch in uns rege, dieses grosse Wasser sowie einige Ortschaften an demselben einmal aus der Nähe zu beschauen.

Wir wurden uns daher bald einig, eine kleine Gesellschaft zu bilden und durch einen kleinen, wöchentlichen Beitrag von 10 Rappen mit der Zeit etwas zusammenzubringen, um einmal eine Lustreise dorthin machen zu können. Wir teilten diese Absicht noch einigen andern mit, und bald bestand unsere Gesellschaft in der apostolischen Zahl von 12 Mitgliedern, wovon aber nach etwa einem Jahr 4 den Austritt beehrten und ihr Guthaben zurückerhielten. Nachdem wir also auf diese Weise das nötige Geld zu einer zwei bis dreitägigen Reise erspart hatten, beschlossen wir letztthin, diese, sofern die Witterung günstig sei, Samstag, den 11. August anzutreten, was dann auch wirklich, aber nur von 5 Mitgliedern, geschehen konnte. Die drei übrigen waren durch etwelche Unpässlichkeiten verhindert. Und jetzt also zur Sache!

Besagten Morgen um 4 Uhr verliessen wir bei etwas trüber Witterung das Haus und reisten froh und wohlgenut dem vorgesteckten Ziele zu, weil wir glaubten recht gutes Wetter zu erhalten.

Unser erster Haltepunkt war die im Bau begriffene eiserne Eisenbahnbrücke über die Sitter. Hier gab es schon manches zu sehen, was wir uns nicht von ferne hätten träumen lassen. Jedoch verweilten wir nicht gar lange, weil wir uns vorgenommen hatten, andere zu besehen. Daher mussten wir die Zeit sehr benützen

Wir gingen deshalb auch nach gerader Richtung wieder durch den Wald der Landstrasse zu, verirrten uns aber etwas und kamen, statt zur alten Brücke, leider an den Fuss derselben. Wir waren also genötigt, durch dick und dünn, Kot und Dreck steil aufwärts zu gehen oder zu kriechen, wie's halt gehen mochte, um wieder auf die Strasse zu gelangen. Dort konnten wir uns sogleich mit Schuhputzen recht ordentlich ergötzen. Hierauf gingen wir nicht mehr so gar weit, sondern hieher (Anm. gemeint ist wohl: herwärts, noch vor der Stadt St. Gallen) der Stadt St. Gallen mussten wir etwelche Erfrischung haben. Hierauf ging es wieder lebhaft vorwärts bis zum Bahnhof bei St. Gallen. Obwohl auch dieser eben nur teilweise erstellt war, gab es doch manches zu sehen, das wir nicht zu begreifen vermochten, wozu all dieses nötig sein sollte.

Nun ging es der Stadt selbst zu, wo wir wieder, ich möchte sagen, Prachtwerke sehen konnten, namentlich das Schulhaus, das Spital und die St. Laurenzenkirche. Zwischen 11 und 12 Uhr speisten wir im "Schiffl" (Anm. Schiff) zu Mittag. Dann ging es wieder schnellen Schrittes vorwärts. Kaum hatten wir die Stadt im Rücken, bot sich unsern Augen wieder ein neues, noch nie gesehenes Bild dar. Es begegnete uns nämlich ein altes, aber trotzdem noch sehr rüstiges Männlein, an dessen Körper die alte und neue Mode prangten. Derselbe trug kurze Hosen, langen Frack, einen Haarzopf und einen gelben Strohhut neuester Façon. Derselbe war aber auch nicht "versteckt", sondern er bemerkte bald unser Befremden und machte uns durch unfreundliche Wendung und unfreundliche Ausdrücke ein recht ordentliches Vergnügen, sodass wir unter Lachen und Scherzen unvermerkt zum Kloster Notkersegg gelangten, wo es wieder andere Gespräche gab. Ohne uns aber daselbst aufzuhalten, setzten wir unsere Reise schnellen Schrittes fort bis nach Vögelinsegg, wo wir uns der schönen und weiten Aussicht wegen eine gute Weile ergötzen. Hierauf ging es wieder lebhaft Speicher und Trogen zu, an welch letzterem Orte wir wieder einiger Erfrischung bedurften und daselbst im "Schäfle" eine ebenso lustige als ehrenwerte Gesellschaft antrafen. Es war nur schade, dass wir uns nicht lang säumen durften. Von da ging es bei etwas Regen bergab, bergauf, auf holpriger Strasse Wald zu, was uns zwar wieder nicht so sehr angenehm vorkam, jedoch keineswegs verdrüsslich machte, denn Abwechslung ist schön und gut. Immer das Gleiche, und wäre es auch lauter Lust und Freude, müsste am Ende doch langweilig werden. Nachdem wir Wald im Rücken hatten, gestaltete sich der Weg wieder ganz anders. Schönere, ebene Strasse und helles Wetter traten wieder ein, was uns freilich besser gefiel. Etwa eine Viertelstunde hinter Heiden erblickten wir links auf einer Anhöhe ein Lusthaus, von wo wir eine weite Aussicht vermuteten. Obwohl schon ziemlich müde, stiegen wir dennoch den steilen Hang hinauf und hatten wirklich die Freude, viel weiter zu sehen, als wir unten geglaubt hatten. Leider durften wir uns aber wieder nicht lange aufhalten, denn schon war es beinahe 6 Uhr, und Thal, unser heutiges Ziel, lag noch ziemlich weit entfernt. Daher ging es wieder raschen Schrittes bis Heiden. Wir konnten uns an diesem schönen Dorfe sowie an der prächtigen Kirche kaum sattsehen. Nachdem wir uns bei einem guten Glas Rheintaler erquickt hatten, reisten wir so ziemlich in der Abenddämmerung unserem Ruhepunkt zu, welchen wir etwa um 9 Uhr erreichten. Aber wie machten wir grosse Augen! Als wir in das uns empfohlene Wirtshaus zum "Hirschen" traten, fanden wir bereits eine gefüllte Stube mit, wie nach ihren Kleidern zu schliessen war, vornehmen Gästen vor. Bald jedoch wurden wir anderen Glaubens, weil wir sogleich sahen, dass sie sich eben nur mit Most begnügten. In einer Ecke sassen drei Musikanten, bei welchen auch wir noch Platz fanden und welche bald, nachdem wir mit Speise und Trank versehen waren, vortrefflich zu spielen angingen. Namentlich der mit der kleinen Violine war nach unserm Bedünken ein ausgezeichnet guter Spieler. Nur schade, dass er es selbst zu wohl gewusst hat, denn Stolz und Hochmut waren in allen seinen Reden und Gebärden sehr vorherrschend. Wir begaben uns daher sehr bald zur Ruhe, oder besser gesagt, in unser

Schlafzimmer, denn wir wurden alle fünf in das gleiche gewiesen. Aber die Musik und die lebhaften Gespräche in der Stube sowie unsere eigene Begeisterung scheuchten noch eine gute Weile den Schlaf von uns, ungeachtet der prächtigen Betten, die wir hatten.

Nach einem herrlichen, aber kurzen Schlaf standen wir ziemlich früh wieder auf, um diese Ortschaft auch genau zu betrachten. Leider aber waren wir durch trübe Witterung und Regen einigermaßen gehindert. Nachdem wir gut und billig bewirtet worden waren, traten wir (zumal das Wetter sich wieder etwas erheiterte) wieder ins Freie. Als erstes betraten wir die Kirche (freilich mehr der Neugierde als der Gottesfurcht wegen). Dann begaben wir uns an den nahe gelegenen Bergesabhang, wo wir mehrere grossartige Gebäude besichtigten, die wir schon vom Wirtshaus aus gesehen hatten und von denen uns gesagt worden war, es sei daselbst ein Hühnergarten, der 5000 Gulden, und eine Scheune, die 50'000 Gulden gekostet habe, was uns freilich übertrieben, aber bei der Besichtigung gleichwohl möglich vorkam, denn unter der sehr grossen Scheune sind zwei Gewölbe auf- oder übereinander gebaut, und das untere Gewölbe ist beinahe ganz in den Felsen gehauen. Zudem ist das Gebäude ganz mit Ziegeln ausgemauert und mit einem eisernen Gitter mit vergoldeten Knöpfen teilweise eingeschlossen. Der Hühnerhof ist auch sehr prächtig mit einem hohen Drahtgitter umgeben. In einem Winkel steht ein prächtiges Häuschen, auf demselben ein grosser, vergoldeter Hahn. In der Mitte des Hofes ist ein aus Sandstein gemauerter Teich für die Enten, in welchem das Wasser aus einem messingenen Röhrenstöcklein fliesst, daneben wieder ein prächtiges Wohnhaus sowie noch ein anderes, ebenfalls stattliches Gebäude. Auch steht bei diesen ein von einem Gitter umgebenes, sehr schönes Denkmal aus weissem Marmor mit prächtigen Inschriften.

Nun ging es aber wieder vorwärts, und das mit kräftigen Schritten, geraden Weges auf Rheineck zu. Bevor wir aber diesen Ort noch ganz erreicht hatten, bemerkten wir eine sonderbare Bewegung der Leute, indem alles, mehr springend als laufend, nach einem eigenen und gleichen Orte sich hinwandte. Etwas Ungewöhnliches vermutend, richteten auch wir die Schritte nach demselben. -- Und --- plötzlich, ganz unvermutet standen wir am Ufer des schäumenden Rheines, auf welchem ein Dampfschiff mit 24 spielenden Musikanten stromaufwärts fuhr und unweit unserer Stellung landete. Welch ein bezaubernder Anblick für mich, der ich nur einmal die Thur und das über dieselbe fahrende Schifflein gesehen habe! Eine Bewunderung, die ich nicht beschreiben vermag.

Nachdem wir das prächtige Schiff lange betrachtet und bewundert hatten, fanden wir es doch für gut, auch den Ort mit seiner Umgebung etwas genauer zu besehen, wo eben auch viele prächtige und grossartige Gebäude sowie Felder, Bäume und Reben die Augen ergötzten. Allein, von der Kirche könnte ich keinen grossen Ruhm machen. In derselben ist es zwar noch recht ordentlich. Aber die Zugänge sind sehr un bequem, indem auf der einen Seite etwa 20 und auf der andern wenigstens 16 Stufen sind, bevor man zu der Türe gelangt. Etwa um 10 Uhr verliessen wir diesen Ort und zogen dem Rheine nach abwärts, wo stets prächtige Gebäude, Felder, Reben und Gärten zu sehen waren. Von diesen zeichneten sich der herrliche Buchberg und das dabeiliegende Schloss des Fürsten von Sigmaringen recht ausnehmend schön vor allen andern aus, sodass ich nur bedauern muss, dass wir nicht länger dabei verweilen konnten.

Nachdem wir in der Nähe noch etwelche Erfrischung genossen, zogen wir wohlgenut Staad und Rorschach zu, um uns am Bodensee und dessen Umgebung ein wenig zu ergötzen. Und wirklich -- da gab es des Prächtigen so vieles, dass, wollte ich jedes einzeln anführen, einige Bogen Papier erforderlich würden. Ich beschränke mich daher nur auf das Wichtigste, denn, obwohl wir uns etwa 3 Stunden daselbst aufhielten, konnte ich doch manches nur flüchtig betrachten, und es steht nur wie ein Traum vor meinen Augen. Noch ehe wir Rorschach ganz erreicht hatten, fuhr gerade das Dampfschiff "Concordia" aus dem Hafen, und wir konnten uns nicht sattsehen, bis es unseren Augen entschwunden war. Was fanden wir am Ort selbst für prächtige Gebäude! Nach unserem Dafürhalten waren es wirkliche Paläste, worunter ich namentlich das Kornhaus, das Kaufhaus sowie einige Wirtshäuser zählen möchte.

Sodann befand sich im Hafen, ganz nahe an der Strasse, ein leeres Segelschiff, das uns aber nicht sehr bequem vorkam. Auf dem See, ganz in der Nähe, bewegten sich einige kleinere Schiffchen, und, obwohl ein ziemlich starker Wind dieselben recht tüchtig schaukelte, verharrten die darin befindlichen Personen unbekümmert jauchzend und singend auf demselben, ohne so schnell das Land zu suchen. Wahrlich eine Freude, die ich nicht hätte mit ihnen teilen mögen. Als wir uns bereits zur Weiterreise anschicken wollten und einer von ungefähr einen dunklen Fleck auf dem See erblickte und ein Schiff vermutete, setzten wir uns noch ein wenig zur Ruhe, die Augen unverrückt nach diesem Gegenstand gerichtet. Nach kurzer Zeit erschien das Dampfschiff "Stadt St. Gallen" und fuhr tobend und brausend in den Hafen. Zwar konnten wir vom Hafen selbst nicht viel sehen, denn der Wasserstand war so hoch, dass die Platten beim Kornhaus teilweise unter Wasser standen. Recht gerne hätten wir länger an diesem für uns so angenehmen Ort verweilen mögen, aber die Zeit gebot uns zu marschieren. Wir zogen also raschen Schrittes und ohne Säumen bis Goldach, wo wir nach etwelcher Erfrischung

die dortigen zwei Brücken, namentlich die zwar noch im Bau begriffene Eisenbahnbrücke, nicht ohne Bewunderung betrachteten. Jedoch die zu erwartende ungünstige Witterung befahl uns vorwärts. Noch ehe wir St. Fiden erreichten, fing es an zu regnen, aber nicht so heftig. Wir beflissen uns daher, so gut als es die Füße noch erlaubten (denn es waren nicht mehr alle zum Springen geeignet), noch vor Nacht die Stadt zu erreichen, was uns auch gelang. Von da an ging es, zwar ohne Regen, sehr mühsam und schleppend bis Herisau, wo wir uns aber bei gutem Rheintaler und einigen Stunden gemüthlicher Unterhaltung endlich nachts um 12 Uhr bei starkem Regen, aber mutig und begeistert aufmachten und zwar etwa gar nicht schnell. Glücklicherweise erreichten wir die Heimat, was uns allen wirklich sehr erwünscht war, zumal sich nicht nur die Füße, sondern auch die Köpfe nach Ruhe sehnten und derselben wahrlich bedurften.

Zwei so vergnügte, frohe Tage,
Hab ich wohl nie genossen.
Und wenn ich wieder 5 habe,
(Anm. 5 Franken sind wohl gemeint)
Bin ich schon jetzt entschlossen,
Auch einmal auf der Eisenbahn
Zu reisen, weil ich glaub, bis dann
Wird sie wohl fertig werden,
So weit zu reisen ich vermag,
Dieweil ich nicht grad alle Tag
Fünfliber kann erwerben.

Den. 20. September 1857

Da sich, Gott sei Dank, in meinen Verhältnissen seit langer Zeit kein erwähnenswertes Missgeschick eingestellt hat, über welches ich mich im geringsten zu beklagen hätte, so ergreife ich mit Freuden die Feder, um wieder ein paar fröhliche Tage, die ich soeben genossen und welche mir zeitlebens in freudigem Andenken bleiben werden, zu beschreiben:

Den 13. - 16. September wurde nämlich in "Wyl" das Kantonalschiessen abgehalten und ich als Zeiger dafür berufen. Daher konnte ich recht schicklich einmal eine längst gewünschte Eisenbahnreise machen, was mir aber, beiläufig gesagt, wenig Vergnügen gewährte. Ich meinerseits würde eine Fussreise auf schöner Strasse weit vorziehen. Als ich morgens 7 Uhr in Wil anlangte, fand ich das Städtchen sowie dessen Umgebung mit Fahnen, Triumphbogen und Inschriften verschiedener Art herrlich geschmückt und noch viele Dutzend Hände mit solcher Arbeit beschäftigt. Ich begab mich mit der gleichzeitig angekommenen Blechmusik an den mir bezeichneten Ort, nämlich zu Herrn Präsident Schmiedweber im "Löwen", welcher mich aber zu Herrn Eberle beim "Hirschen" wies, weil dort Herberge für alle Zeiger angeordnet sei, die sich diesen Mittag um 11 Uhr hier auf dem Platz gerüstet einzufinden hätten. Nachdem ich daselbst mein Frühstück genossen hatte, ergötzte ich mich einige Zeit an den oben genannten Triumphbogen und Fahnen, unter welchen jene der Schützengesellschaft von "Wyl" sich durch Grösse, Schönheit und Kostbarkeit ganz besonders auszeichnete, indem solche 300. gekostet haben soll. Sodann besichtigte ich die Schiessstätte und freute mich recht sehr, 7 Stand und 7 Feldscheiben, alles sicher und ziemlich bequem eingerichtet, vorzufinden. (Anm. Die Sicherheit der Schiessanlagen war offenbar nicht selbstverständlich, spricht doch Brunner mehrmals von Todesgefahr durch pfeifende Kugeln.) Von da in die Stadt zurückgekehrt, traf ich bald einige Kollegen, und bald kamen noch andere zu Fuss und auf Wagen mit einer grossen Anzahl Schützen von verschiedenen Seiten her. Besonders schön war der Einzug der Obertoggenburger Schützen mit der Kantonalfahne auf einem prächtigen "Omnibus". Nachdem nun die rote Mannschaft (Anm. Die Zeiger trugen rote Uniformen) bis auf einen eingerückt war, begaben wir uns, 15 an der Zahl, in die Herberge zum gemeinschaftlichen Mahl und Brüdertrunk. (Anm. Es folgt die Liste der Zeiger. Als 16. Zeiger nennt er: Jakob Brunner von Degersheim.) Nach genossener Mahlzeit verfügten wir uns nach erhaltenem Befehl vor das Haus des Herrn Präsidenten. Hier wurden wir gleich dem Militär in Reih und Glied aufgestellt und darauf zu Herrn Stadtmann Vollmar geführt, in dessen Hand wir das Gelübde der Treue ablegen mussten. Hierauf ordnete man den festlichen Aufzug zur Schiessstätte an:

Voran die Musik, dann wir, die Roten, nach uns das abtretende und das neue Schützenkomitee mit den grossen Fahnen, dann die verschiedenen Schützengesellschaften, meistens mit Fahnen, sowie einige hundert Zuschauer. So angeordnet bewegte sich der Zug vom "Löwen" aufwärts bis ein Stück ob der Kirche, daselbst durch den Bogen, sodann die Marktgasse hinunter und dem Schützenhaus zu, wo auf angebrachter, prächtig geschmückter Bühne der abtretende Präsident in angemessener Rede die Gesellschaftsfahne dem neuen Präsidenten Herrn Schmiedweber übergab. Alsbald wurde

das Schiessen begonnen.

Von da an hatten wir, versteckt hinter Mauern, sehr wenig müssige Zeit, oder ich darf wohl sagen, vollauf zu tun, denn das Schiessen begann die andern Tage morgens 7 Uhr und dauerte, ausser der Mittagsstunde von 12 - 13 Uhr, sehr lebhaft fort, so lange es die Tageshelle erlaubte. Dessen ungeachtet war es uns recht wohl dabei, denn, obgleich mehrere von uns einander das erste Mal gesehen haben, so muss ich mit Freuden bekennen, dass wir alle wie Brüder in Eintracht und Frieden unter Scherzen und Lachen unser Geschäft verrichteten. Nach dem Abendessen begaben wir uns in ein anderes Wirtshaus, und auch da hat beim Trunk kein missliebiges Wort unsere Einigkeit auch nur im geringsten gestört. So ging es Tag für Tag und Abend für Abend. Besonders lustig war der letzte Abend bei Herrn Jung im Bierhaus, wo uns der Wiler Zeiger Fuchs mit Bier und Brot unentgeltlich bewirtete. Wir entschlossen uns, morgen mit dem zweiten Bahnzug um 10 Uhr Wil zu verlassen, vorher aber noch einen Abschiedstrunk bei Herrn Stadler, zum Schützenhaus, zu halten. Morgens früh mussten zwei Zeiger geschäftehalber abreisen. Wir übrigen 14 trafen dann, nachdem jeder auch sein Geschäft besorgt hatte, etwa um halb acht Uhr am bezeichneten Orte ein, und bald erschienen noch drei Schützen: Müller zum "Schönthaal" und Bär und Hasler aus dem Kt. Zürich. Wein war für uns genug vorhanden, so dass jeder, gleich den Festgewinnern, eine "Fahne" (Anm. Rausch) mitnehmen konnte.

Den 3. Mai 1858

Wieder eine Reise

Laut Anzeige von Herrn Karl Rosenlächter, Glockengiesser in Konstanz, sollten die für unsere Gemeinde bestellten Glocken am 1. Mai daselbst gegossen werden. Es wurden sich unser drei einig, eine Eisenbahn- und Wasserreise dorthin zu machen und dieses Geschäft zu sehen. Wir begaben uns daher Freitag vormittag nach Winkeln und fuhren per Eisenbahn nach Rorschach, von wo wir dann per Dampfschiff nach Konstanz zu fahren gedachten, welche Fahrt aber für uns zur wirklichen "Aprilfahrt" wurde, denn, in Rorschach angelangt, erfuhren wir, dass diesen Nachmittag kein Schiff dahin abgehe. Ziemlich missmutig begaben wir uns in ein Wirtshaus, um etwelche Erfrischung zu nehmen und allfällig eine nähere Bezeichnung des Weges, den wir nun auf Schuhmachersrappen gehen mussten, zu erhalten. Allein, ein junges Mädchen, das sich als Kellnerin zeigte, wusste bereits weniger als wir. Es hatte vielleicht auch nicht Zeit, denn ein junger Bursche an einem andern Tisch, wahrscheinlich ein alter Bekannter oder gar sonst etwas, nahm alle ihre übrige Zeit in Anspruch. Endlich erschien die Wirtin, eine ziemlich betagte Frau. Diese konnte uns jeden Ort und die Entfernung bis dorthin angeben, woraus wir entnehmen konnten, dass wir jetzt also noch 2 - 3 Stunden weiter zu reisen hatten, als wenn wir von Hause aus geraden Weges zu Fuss gegangen wären.

Nachdem wir unser Nötiges genossen hatten, begaben wir uns um 1 Uhr ziemlich missmutig auf den Weg, trafen jedoch noch einen vierten an, der die gleiche Aprilfahrt einige Stunden früher gemacht und sich entschlossen hatte, die weitere Reise per Post zu machen, was wir nicht wollten, auch nicht gekonnt hätten, weil nur ein Einspanner dahin fuhr. Wir waren daher doppelt genötigt, die Reise zu Fuss zu machen, wurden auch wieder ermutigt, indem das Wetter wieder günstiger, oder besser, recht schön wurde. Kaum waren wir eine Stunde von Rorschach entfernt, schien uns das getroffene Missgeschick nicht mehr so besonders beklagenswert, und je weiter, desto weniger, so dass wir es, wenn wir's auch gekonnt, nicht mehr zurückgewünscht hätten. Wir kamen diesen Nachmittag durch folgende Dörfer und Ortschaften: Steinach, Horn, Arbon, Rafsnach (Anm. Frasnacht), Widenhorn, Buech, Egnach, Haslen, Salmsach, Hueb, Holzenstein, Uttwil, Güttingen, Kesswil (Anm. Kesswil, Güttingen), Landschlacht. Wir haben freilich wenig besonders Merkwürdiges gesehen, doch gar manches, was uns recht wohl gefiel, namentlich die immerwährende Aussicht auf den See, die vielen tausend Bäume, welche mitunter in der Blüte waren, dann das schöne, ebene Land und die ebenen, ziemlich geraden Strassen, welche aber nicht so belebt sind wie im Toggenburg. Weitaus die meisten Fuhrwerke sind mit Stieren bespannt und mit Dünger beladen. Sonst sahen wir auf dieser grossen Strecke nur einige andere Fuhrwerke. Abends etwa um 8 Uhr langten wir in Landschlacht an, wo wir übernachteten und billige, nach Thurgauer Sitte gute Herberge fanden.

Am Morgen war das Wetter nicht so ganz nobel (sehr kalter Wind, Regen, bisweilen zum Schneien geneigt). Dessen ungeachtet zogen wir ziemlich früh und lebhaft unseren Weg über Bottighofen, Kurzrickenbach, Münsterlingen (ehemaliges Kloster, jetzt eine Kantonsirrenanstalt), Kreuzlingen, und ungefähr um 9 Uhr kamen wir in der Werkstätte Herrn Rosenlächters in Konstanz an, wo bereits alles zum Giessen bereit war und woselbst wir auch unsern gestrigen Aprilfahrer wohlbehalten antrafen. Herr Rosenlächter, ein recht freundlicher Mann, zeigte uns alles, was wir zu sehen wünschten, und überdies konnten wir nach Belieben in dieser grossartigen Giesserei umhergehen und gar manches mit Bewunderung betrachten, so eine ca. 8 Zentner schwere, recht kunstvoll gebildete Glocke, eine

Form zu einer kleinen Glocke und anderes mehr. Die grösste Bewunderung jedoch erregte in uns der sehr grosse Schmelzofen, in den das Holz von oben, und zwar am hintersten Teil desselben, hinabgeschoben wird, so dass das Feuer über dem Metall brennt und die Asche hinter demselben hinabfällt. Acht Männer hatten bereits vollauf Arbeit, um noch alles fertig zu machen, denn, obwohl die Formen alle neben- und hintereinander in der Erde waren, so mussten vom Ofen aus noch die Kanäle mit Ziegeln zu jeder einzelnen (es waren deren 9) gemacht werden. Auch wurden fortwährend noch alte Glocken zerschlagen, die Stücke gewogen und in den Ofen geworfen. Nachdem wir uns etwa 1½ Stunden daselbst aufgehalten hatten, fragten wir den Herrn, zu welcher Stunde das Giessen etwa vor sich gehen werde, und er erklärte, bis Nachmittag 3 Uhr werde es noch jedenfalls dauern. Wir begaben uns daher in die Stadt, um uns daselbst etwas anzuschauen. (Anm. Es folgt eine Beschreibung des Stadtrundganges: "Konziliensaal" an der Schifflande, Museum, Mittagessen beim "Falken").

.... Nach diesem Vorfall begaben wir uns wieder in die Giesserei, wo wir bald das Gewünschte sehen konnten. Jedoch waren wir nicht die einzigen Neugierigen, denn eine grosse Zahl Männer, Frauen und grössere Kinder (wahrscheinlich aus der Stadt) hatten sich auch eingefunden. Herr Rosenlächer wies uns den schönsten Platz an, wo wir alles ganz genau sehen konnten. Er selbst stellte sich hinter die eingegrabenen Formen der zu giessenden Glocken. Mit einer über dieselben bis zum Ofen reichenden Stange und mit den Worten: "Es walte Gott" stiess er diese gegen oder in den Ofen, und in diesem Augenblick floss nun das Metall ganz hellrot durch die Kanäle an seinen Bestimmungsort, was recht prächtig anzusehen war, jedoch nur etwa 8 bis 10 Minuten dauerte, bis ungefähr 96 Zentner Metall in Glocken verwandelt waren. Nachdem diese Sache beendet war, reinigten sich die betreffenden Arbeiter, und der Herr gab ihnen einen Trunk, an welchem auch wir teilnehmen mussten. Hierauf nahmen wir Abschied (Anm. Es folgt die Beschreibung der Rückreise über Bürglen - Schönholzerswil - Niederuzwil. Die Ausgaben für die Reise betragen Fr. 9.75.)

Den 18. Mai 1858

Wenn für Degersheim je ein Tag ein allgemeiner Freudentag genannt werden kann, so wird es ohne Zweifel wohl der heutige sein, an welchem die so sehnlichst erwarteten neuen Glocken, von der Schuljugend mit Blumen bekränzt und bei dem schönen Sonnenschein wie Silber glänzend, unter zahlreichem Geleite von jung und alt auf der mit zierlichen Bogen und schönen Inschriften geschmückten Kirchenanlage wohlbehalten anlangten. Daselbst hielten die Herren Geistlichen dem Tag angemessene Reden. Die Glocken wurden von jedermann mit sichtbarer Freude und Wohlgefallen betrachtet, indem die äussere Ausstattung wenig zu wünschen übrig liess.

Und überall, von Mund zu Mund,
Gab sich hohe Freude kund.

Den 20. Mai 1858

Noch lange wird der gestrige Tag für unsere Gemeinde in freudiger Erinnerung bleiben, und ich halte es der Mühe wert, desselben in Kürze hier zu gedenken. Das Dorf war den ganzen Tag recht eigentlich ein wirklicher Guckkasten, und der Gucker waren auch eine grosse Menge. Ich will die Bilder der Reihe nach, wie sie einander gefolgt sind, hier aufführen.

Morgens, schon ziemlich früh, sah man geschäftige und fromme Seelen eifrig bemüht den Festplatz schmücken und die benötigten Möbel herbeischaffen. Bald erschienen auch Kinder in freudiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Auch alte "Orthodoxe" mit andächtiger Miene fanden sich rechtzeitig ein, und allmählich wurde es immer belebter. Über Berg und Tal, auf allen Stegen und Wegen, sah man kleinere und grössere Gruppen jeden Standes und Alters daherpilgern. Ob alle aus religiösen Gefühlen kamen, weiss ich freilich nicht, ich glaube aber, es mag bei vielen die blosser Neugierde gewesen sein, und wenn dem also war, muss ich mich leider auch zu dieser Klasse zählen.

Am Vormittag fand (weil beiden Konfessionen zugehörend) die feierliche Einweihung der neuen Glocken nach kath. Kirchenbrauch auf dem Kirchenplatz statt. Bei derselben funktionierten der h.w. (Anm. hochwürdige) Bischof Mirer (Anm. erster Bischof der Diözese St. Gallen) und fünf andere Geistliche in ihrem vielfarbigen Kirchenornat. Ich bin zwar nichts weniger als geneigt, eine Beschreibung hievon zu machen, indem mir als Protestant das meiste sehr ---- (Anm. Auslassungsstrich J.J. Brunners) vorkam und ich gar nicht begreifen konnte, wozu all diese "Ceremonien" nützlich sein sollten. (Ich für meinen Teil verzichte freiwillig darauf und will dieselben gern einem andern überlassen, wünsche von Herzen, dass' wohl bekomme.) Ich kam vielmehr in

Versuchung, zu zweifeln, ob dies wirklich eine Gott wohlgefällige Handlung sein könne und behalte mir indessen das Recht vor, meine Gedanken und Betrachtungen später darüber zu machen.

Mittag: grosse Tafel beim "Schäfle", zwar für jedermann sehenswert und delikats, gleichwohl passender für Bemittelte und Gebildete als für den gemeinen Arbeitsmann, daher wenig Teilnahme.

Am Nachmittag wurden dann unter persönlicher Leitung des Herrn Rosenlacher und dessen Sohn die Glocken an ihren zukünftigen Wohnort spedit, wobei diese aus der konfessionellen wieder in die paritätische Behandlung kamen, und auch dieses schwierige Geschäft ist begreiflich langsam, doch ohne irgendwelchen Unfall (und versteht sich) ohne geistliche Mitwirkung, Gott sei Dank, ganz glücklich vor sich gegangen. Aber, wie kein Tag ganz wolkenlos vorübergeht, so auch dieser nicht.

Abends wollten drei Herren, nämlich ein "Schullehrer" und zwei Geistliche, nach Hause fahren, wobei ersterer den Kutscher machte, stolz auf seine Selbstweisheit. Einer Mahnung des Knechtes nicht achtend, schwang er die Peitsche und knallte meisterlich. Aber, oh weh! Augenblicklich riss das Pferd aus, schlug in schnellem Galopp einen Seitenweg ein, fuhr an einen Zaun, und in einem Nu lag die ganze Herrschaft mit aller Weisheit, beschmutzt, jedoch unbeschädigt, am Boden. Nachdem sie sich vom Schrecken erholt und die Kleider gereinigt hatten, fanden sie für gut, den Weg auf eigenen Füssen zu machen, zumal auch das Gefährt ziemlich zertrümmert war.

Nachts: Beim "Rössle" gemischte Gesellschaft, dabei in steter Abwechslung verschiedene Aufzüge, bald Gesang vom Männerchor, bald Deklamation, bald Toaste, wobei zwar wenig geistreiche Reden, aber desto mehr begeisterte Redner zu hören waren, bald lärmendes "Hoch, Hoch" und Händeklatschen u.d.g. mehr, so dass man kaum erkennen konnte, in welchem Kopf wohl der grösste Geist seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe.

Schluss: Schwere Köpfe, müde Augenlider, in bedeutender Anzahl.

Den 22. Mai 1858

Auf Sonnenschein folgt Regen. Gestern habe ich Freude beschrieben, heute muss ich Trauer melden. Beim Aufziehen der Glocken im Turm riss diesen Mittag ein Seil entzwei. Ein Zimmermann Schweizer fiel von demselben in den Kirchhof und wird wahrscheinlich nicht mehr lange am Leben bleiben.

Pfingsten, den 23. Mai 1858

Heute morgen sass ich auf einer Anhöhe, als der neuen Glocken erste Klänge gemeinsam über Berg und Tal ertönten und mich mit Freude erfüllten. Aber auch Wehmut ergriff mein Herz beim Gedanken, was für Trauer- und Klagetöne sie im Laufe der Zeit zu unseren Ohren bringen werden. Kaum konnte ich mich der Tränen enthalten beim Rückblick auf die Vergangenheit. Meine Gefühle zu beschreiben, ist mir geradezu unmöglich, darum lege ich die Feder beiseite.

Den 6. August 1858

(Anm. Unter diesem Datum übt J.J. Brunner Selbstkritik an seiner Tagebuchschreiberei.) Was nützt dich das Ding? Wenn du einmal dein Leben beschlossen hast, so wird sich kein Mensch um deine Papiere bekümmern, sich noch viel weniger darum interessieren. Höchstens werden sie zu Kaffee- oder andern Säcklein gemacht (Anm. Schliesslich rechtfertigt er sein Tun.) Du hingegen kannst doch mit sehr wenig Geld ein ganzes Jahr deine Grillen nach Belieben einem schuldlosen Blatte Papier mitteilen, erzürnst damit keine Seele, und deine Gesundheit leidet dadurch keinen Schaden. Wie manchmal schon hast du in deiner Stellung als Schulratsschreiber halbe und ganze Tage schreiben müssen über Sachen, die auch weder hinten noch vorn etwas nützen, und solches doch auf Befehl von klugen und gelehrten Personen. Solche und dergleichen Entschuldigungen fanden sich dann allemal genügend vor, die meine leidenschaftliche Schreibsucht wenn nicht ganz, so doch einigermaßen rechtfertigten, so dass ich mich keineswegs entschliessen könnte, in Zukunft davon abzusehen, eingedenk der Worte: Freude in Ehren wird niemand wehren.

Den 30. Januar 1859

Diese Zeit über, wo es im Keller, wie an andern Orten auch, vielmal recht "spritziige" Finger gibt und man seine Mussestunden so gerne beim warmen Ofen zubringt, durchblättere ich, in Ermangelung eines andern Unterhaltungsstoffes, meine eigenen Geistesprodukte oder, besser gesagt, meine eigenen und seit vielen Jahren selbst "zusammengestoppelten" Lebenserfahrungen. Aber, oh! Welch ein Gemisch von so ungleichen Gefühlen und Empfindungen bewegte dabei mein Inneres! Bisweilen war ich zum Weinen geneigt, wenn ich die vielen betrübten und traurigen Erlebnisse durchlas und mir

meine damaligen Tage so recht vergegenwärtigte, namentlich diejenigen des Hinschiedes meiner seligen Gattin und mehrere darauffolgende Jahre. Deren Verlust habe ich eben schon viel hundertmal schmerzlich genug gefühlt, wenn ich sozusagen Vater- und Mutterstelle versehen musste, was mir doch so manchmal sauer und beschwerlich vorkam. Bald wurde mir das Blut auch etwas wärmer als gewöhnlich, wenn ich so auf Stellen kam, wo mir von nicht ganz respektablen Personen Verdruss und Widerwärtigkeiten, manchmal gar Schaden und Nachteil bereitet wurden. Solches war jedoch wieder bald vorüber, denn Groll trage ich nicht lange in meinem Herzen, und ich habe ihnen längst verziehen, zumal mir ihr Benehmen später einige Male, wenn nicht zur Lehre, so doch zur Warnung gedient und mich so vielleicht vor grösserem Nachteil bewahrt hat.

Beim Durchlesen von teuren Lebensmitteln und Verdienstlosigkeit wollte ich mich fast selbst fragen, wie es wohl möglich gewesen sei, unter solchen Umständen mich und die Kinder zu nähren und zu kleiden und "mit Gott und Ehren", wie man sagt, durch die Welt zu bringen. Aber die Antwort lag ja in nächster Nähe, denn die vielen bangen Stunden bei Tag und Nacht, die mir meine Schulden so manches Jahr verursachten, gaben mir hinlänglich Aufschluss.

Etwelche Schamröte mag auch mein Gesicht zuweilen bedeckt haben, wenn ich mich so manchmal hoffnungslos, verzagt und - verzeih's mir Gott - schier zweifelnd an seiner Vatergüte bezeichnet fand (Anm. im Tagebuch) und doch täglich seine Güte und Huld hätte wahrnehmen sollen. Wie freudig aber pochte mir das Herz im Leibe, wenn ich die betrübten Verhältnisse der Vergangenheit mit denjenigen der Gegenwart, die freilich noch keineswegs glänzend genannt werden können, in Vergleich setze. Welcher kranke Mensch, der jahrelang an Schmerzen mancher Art und an verschiedenen Teilen seines Körpers gelitten und lange vergeblich auf Besserung gehofft hat, wird sich, wenn ihm sein Leben nur einigermaßen lieb ist, nicht herzlich freuen, wenn er nach so langem Harren sich einmal auf dem Wege der Genesung befindet? Und als ein solcher Mensch kann ich mich, freilich in ökonomischer Beziehung, betrachten. Darum auch meine, und wie ich glaube, gerechte Freude über mein Wohlbefinden gegenüber mehreren früheren Jahren.

Wenn ich noch einen nur kurzen Blick auf die Schrift im besonderen werfe (Ich weiss zwar nicht, gereicht es mir zur Ehre oder zur Schande, ---gleichviel!), so kann ich nicht sagen, dass diese mich so ganz befriedigt hätte, denn ich fand gar zu viele Mängel und Gebrechen an derselben und will auch einige davon selbst bezeichnen.

So sind erstens hie und da Stellen, namentlich in den Versen, welche mir zweideutig gedeutet werden könnten und daher der Erläuterung bedürften.

Zweitens sind dergleichen (Anm. Stellen), in welchen wichtige Dinge gar zu kurz, einfach, mager und gewürzlos dargestellt sind.

Drittens finden sich auch solche vor, wo unbedeutende Ereignisse (nach meinem jetzigen Dafürhalten) doch bisweilen mit gar zu grellen Farben bezeichnet sind.

Viertens stehen hin und wieder Worte und Ausdrücke, die mir eben auch nicht so ganz fein, sondern grob, plump und ungeschliffen scheinen.

Und wenn ich fünftens die Schrift an und für sich selbst betrachte, welche Massen von Schreibfehlern aller Art kommen da nicht zum Vorschein, so dass heutzutage bereits jedes Schulkind meine diesfallsige ----- (Anm. Auslassung J.J.B.) einsehen könnte. Etc. usw.

Bei diesen und dergleichen Wahrnehmungen, die mir freilich sehr wenig Freude machten, stand ich einige Male im Begriffe, meine Schreibe, wenn solcher dieser Name allfällig noch beigelegt werden kann, samt und sonders zu vernichten. Doch dacht' ich wieder: Hitz ist kein Witz. Ruhige Überlegung ist auch hier, wie überall, am Platz. Wankend und unschlüssig, was ich diesfalls tun oder lassen sollte, vergingen mehrere Tage, bis ich endlich den Entschluss fasste, die soeben bezeichneten

Empfindungen, Gefühle und Wahrnehmungen noch zu Papier zu bringen und allfällige mögliche Entschuldigungen beizufügen, dann aber die Sache förmlich und gänzlich aufzustecken, das heisst, mein Tagebuch damit zu beschliessen. Hiemit folgen also noch Gründe, welche das ungeratene Kind meiner Launen, wenn auch freilich nicht rechtfertigen, so doch etwas bemänteln und entschuldigen sollen.

Erstens war es niemals meine Absicht, für das Publikum zu schreiben, sondern einzig für mich, um in ältern Tagen noch eine Übersicht auf mein ganzes Leben zu haben, und etwa für meine Kinder, wenn sie allfällig Interesse daran finden. Bisweilen auch schrieb ich aus blosser Liebhaberei, und zu diesem Zwecke ward es mir denn bald genug.

Zweitens: Weitaus das meiste studierte ich im Keller beim Webstuhl, doch wahrhaftig auch kein so ganz geeignetes Zimmer, um seine Sache ganz gut und ordentlich zu machen.

Drittens: Mit dem Schreiben selbst war es wenig besser. Obwohl ich dies in der Stube tat, war ich doch sehr selten allein und öfters durch dies und das gestört, hatte auch manchmal grosse Eile, bis ich wieder rechtzeitig mit etwas fertig werden konnte, daher auch manche Übereilungsfehler.

Viertens: Jeder Mensch, und wenn er auch der kaltblütigste auf der Welt wäre, hat doch so seine

guten und bösen, seine fröhlichen und traurigen Stunden und Tage, und je nach diesem Humor sind seine Handlungen. So war es auch bei mir, und darum eben meine ungleiche Schreibung.
Fünftens: Endlich bin ich kein gelehrter Mensch. Ich habe weder "Theologie noch Jury" studiert, daher ist es mir auch nicht möglich, aus zwei Worten eine Predigt zu machen wie Geistliche und Advokaten, und das Salär erlaubt mir leider eben nicht, alle meine Zeit auf die Schreibung zu verwenden. Nun habe ich Anklage und Verteidigung beendet. Das Urteil zu fällen, überlasse ich jedem, der diese Schriften in die Hände bekommen sollte. Jedoch vor meinem Tode soll es nicht geschehen, weil ich sie schwerlich jemandem behändigen werde.

(Anm. Am 4. Januar 1860 widerruft er seine Absicht mit den Worten: "Menschengedanken sind veränderlich, so auch die meinigen", und einem Gedicht:

"Das Schreiben wär mir grössere Freud.
(Anm. statt Weben)
Ja, wenn ich könnt' d'raus leben,
Dann würd' ich lachen, wenn schon heut
Mir gestohlen würd' das Weben.")

Anlässlich des eidgenössischen Freischiessens in Zürich (1859) macht J.J.B. während der Fahrt von Winterthur nach Flawil die Bekanntschaft dreier Herren:

..... Von Winterthur aus, wo wir andere Wagen besteigen mussten, sassen nahe bei mir zwei, wie ich glaube, wirkliche Thurgauer Herren, einer mit einem majestätischen Schnauz. Ein Gespräch über den Italienischen Krieg war lange der Gegenstand unserer Unterhaltung, wobei es eben auch sehr verschiedene Meinungen und Ansichten gab. Jener "Herr Schnauz" konnte des Tadelns über den Kaiser von Österreich und des Rühmens über Napoleon kaum satt werden und schien ganz sicher zu glauben, dieser werde den Italienern die gewünschte Freiheit, und das, wie man sagt, ganz unentgeltlich bringen. Mir wollte das nicht einleuchten, und ich entgegnete ihm, dass ich es nicht wohl begreifen könne, dass er, Napoleon, einem andern Land und Volk die Freiheit erkämpfen wolle und doch in seinem eigenen Land jeden Keim derselben unterdrücke. Zudem seien doch der Ehrgeiz und die Herrsch- und Habsucht dieses Mannes zu bekannt, als dass ich ihm solchen Grossmut zutrauen dürfte. Vielmehr müsste ich glauben, es steckten andere, und zwar hinterlistige Pläne unter dieser Decke.

Schnauz: Ihr seid, wie es scheint, mit der Sache so ganz gut nicht bekannt und habt von dem Versprechen Napoleons nichts erfahren, sonst könntet ihr nicht so misstrauisch gegen ihn sein.

Ich: Wahrscheinlich so gut als ihr, aber ich traue demselben nicht das mindeste, denn, was Versprechungen betrifft, ist der Unterschied zwischen dem Kaiser von Österreich und Napoleon sehr klein.
Es hält keiner mehr, als was in seinem Interesse liegt. Diesfalls ist ein Sch was der andere.

Schnauz: Grober Kerl, wenn ihr dies an gelegnerem Ort redet, bekommt ihr verdienterweise die Hand ins Maul.

Ich: Und wenn auch, dessen ungeachtet würde ich meine Ansicht nicht ändern, denn zu einem eidbrüchigen Mann, und wenn er gleich Keiser heisst, habe ich kein Vertrauen in seine Aufrichtigkeit.

Ein Dritter: Ja, ja, das ist ja nur ein Jugendfehler von demselben, daher doch einigermaßen in etwas zu entschuldigen.

Ich: Ein grobes Vergehen in den 30 oder 40 Jahren soll ein Jugendfehler genannt werden? Das ist doch fast lächerlich!

Schnauz: Wenn ihr nur an die Verdienste Napoleons um die Schweiz im Neuenburgerhandel dachtet, könntet ihr nicht so schlecht von diesem reden.

Ich: Auch dieses kann ich nicht so gar hoch anschlagen, denn es ist nur Abtragung einer alten Schuld, und er hat vielleicht dabei auch sein Interesse gesucht.

Der "Konditör" (Orthographie Brunners) tritt herein: "Eschlikon, aussteigen!"

Schnauz: (wegsehend) Ihr seid ein dummer Esel.

Ich: Weiss wohl, aber welcher der grössere ist, wird die Zeit lehren.

Und zum Loch aus war der Herr. Von da gab es kein Gespräch mehr, denn bereits alle in unserem Wagen schienen eher zum Schlafen als zum Reden geneigt. Bei jeder Station wurde die Anzahl kleiner, und jeder rüstete sich, so bequem wie es ihm gefiel, ein, manche sogar zum Liegen, denn des Eisenbahnfahrens waren die meisten satt, und ich war recht froh, als es hiess: "Flawil, aussteigen!" Unser mehrere gingen sodann nach der "Krone", genossen unser Nötiges an Speise und Trank, dann ging's wieder auf eigenen Füßen, zwar langsam, aber gut und wohl nach Hause.

Vorbemerkung: Nach den Verfassungen von 1803, 1814 und 1831 scheiterten mehrere Revisionsversuche. 1849 erfolgte eine Abstimmung über eine Verfassungsinitiative. Das St. Galler Volk nahm die Initiative an und verlangte die Einsetzung eines Verfassungsrates. Dieser ernannte eine Kommission von 25 Mitgliedern.

Brunners Herz schlägt für die Liberalen, die sich jedoch nur nach und nach durchsetzen können, so dass wir im Tagebuch recht angriffige Bemerkungen lesen können. Einige Stellen aus dem Tagebuch J.J.B. mögen sein Temperament belegen:

Den. 20. März 1860

Seit einiger Zeit sitzt in St. Gallen ein in seiner Mehrheit (Anm. Konservative) aus Finsterlingen bestehender hoher Rat beisammen, um für den paritätischen Kanton ein neues Grundgesetz (Verfassung) zu entwerfen

Schade um die kostbare Zeit, schade um das Geld, schade für das viele Papier, das hiebei vergeudet wird, denn es wird wahrscheinlich ein Werk fabriziert, das dem Kanton weder nützt noch frommt, indem es die Scheidewand der beiden Konfessionen keineswegs abzubrechen vermag.

Den 30. April 1860

Endlich ist das Kind, das man neue Verfassung heisst, nach mehrwöchigen, schweren Geburtswehen mit vielen und grossen Gebrechen ans Licht der Welt getreten. Allein, es wird von jedem nur etwas billig denkenden Bürger für eine pfäffisch-jesuitische Missgeburt erster Klasse gehalten, die, wenn sie zur Volljährigkeit und zum Regiment gelangen sollte, den jetzt schon lockern Kanton wahrscheinlich ganz aus den Fugen treiben könnte

Den 1. Juni 1860 (Anm. Volksabstimmung vom 28. Mai 1860)

Der rote Strumpf der hat ein Loch,
D'Verfassung ist zerrissen.
Die Liberalen leben noch;
Die ----!/? sollens wissen!
Noch viel zu kurz ist's Narrenseil
St. Galler Volk anz'binden.
Die Haut ist nicht grad jedem feil;
Man lässt sich nicht leicht schinden.
Der Gartenbaum und s'Müllerad
(Anm. Gallus Jakob Baumgartner
und Johann Joseph Müller)
Und alle "Demagoggen"
Sind aufgestanden viel zu spat
Und können leer jetzt schlocken.
Die Suppe war ja gar zu dick,
Wer hät sie mögen essen ?

Den 24. - 28. Juni 1860

..... An obgenannten Tagen wurde in Oberuzwil das Kantonalschiessen abgehalten, und ich hatte eben auch das Vergnügen, demselben als Zeiger beizuwohnen. Begreiflich ging ich ganz nett aufgeputzt in meiner roten Ordenstracht und mit einem neuen silbernen Schild, das meine Abkunft bezeichnete (und auf das ich mir nicht wenig einbildete), frühe genug von Hause, um rechtzeitig an Ort und Stelle zu sein. (Anm. siehe Abbildung S. 127 in "Tegerschen und Degersheim" von Dr. Hagmann).

Den 24. August 1861

..... Zudem werden immer mehr Fabriken aller Art an Wasser und Dampf eingerichtet, auch allerhand andere Beschäftigungen maschinenmässig verrichtet, damit man mit wenig Händen recht viel verrichten kann, so dass ein grosser Teil des Volkes möglicherweise bald keine Arbeit mehr finden wird. Zudem werden doch täglich mehr Menschen geboren als eben sterben. Jedes bringt ein Maul mit auf die Welt, das doch seinen Unterhalt haben will und haben muss

Den 22. März 1862

Obwohl ich von jeher nicht auf Träume achtete, noch weniger dieselben als etwelche Vorbedeutung hielt, so kann ich doch diesmal nicht anders, als einen solchen, den ich letzte Nacht hatte, hier in Kürze zu beschreiben.

Es träumte mir nämlich, ich und der Bruder gingen einen ganz bekannten Bach hinab in der Absicht, an geeigneter Stelle zu baden. Dasselbst angelangt, fanden wir in blosser Hemde einen unserer Nachbarn tot am Ufer liegen, ----- und am Morgen, als ich erwachte und die Augen nach dem Fenster richtete, waren leider schon einige damit beschäftigt, diesen Unglücklichen, der sich selbst den Tod gegeben hat, aus dem nahen Weiher oder Teich zu ziehen, was mich wirklich recht sehr betrübte, indem er früher ein recht lustiger Kamerad und von jeher ein friedsamere Mann war. Wenn auch dieser Traum schon jetzt in Erfüllung gegangen ist, so werde ich nach wie vor wenig darauf achten, jedenfalls kein ägyptischer "Joseph" werden.

Den 28. Oktober 1862

Obgleich ich schon so manches Blatt voll von meinem Lieblingsgeschäft, dem Schiessen und Zeigen, geschrieben habe, kann ich auch heute nicht anders, als abermal ein solches Fest, das ich gestern durchgemacht und das in meinem Leben doch Nr. 1 ausmacht, in Kürze zu beschreiben.

Laut Beschluss der Standschützengesellschaft war in letzter Zeit eine bedeutende Reparatur am Schützen- und Scheibenstand vorgenommen worden. Gestern vormittag hielten bei schönstem Wetter die Feldschützen und am Nachmittag die Standschützen ihr letztes sogenanntes Grümpelschiessen ab, und jedermann freute sich der neuen Einrichtung, indem auch tüchtig geschossen wurde. Am Abend versammelten sich beide Gesellschaften beim Schäfle, um die gewonnenen Gaben in Empfang zu nehmen und, begreiflich, nachher (so in der Suserzeit) noch ein bisschen lustig zu sein. Nach dem Essen und der Austeilung der Gaben wurden dann von den "Bestgewinnern" etwa 12 Mass Rheintaler Suser auf den Tisch gestellt und natürlich auch getrunken. Nachher machte eine schwarze Zipfelkappe die Runde im Zimmer. Wem diese mit List oder Gewalt aufgesetzt werden konnte, der wurde zu einer Mass Suser verurteilt und das Urteil sogleich vollzogen. Und wer sollte es glauben! Aus dieser verhängnisvollen Zipfelkappe sind wenigstens 50 Mass Suser geflossen. "Aber, wer hat's auch getrunken?" möchte mancher fragen, der nicht selbst Augenzeuge gewesen ist. Jawohl, es ist getrunken worden, denn in einem andern Zimmer befand sich ein ganzer grosser Tisch voll "Vergebis-Schlucker" (Anm.: Leute, die gratis tranken), so dass die Masse "scharnweise zu Tür und Fenstern ausflogen" und an den Mann gebracht wurden. Aber heute morgen habe ich gleichwohl manchen Kopf gesehen, der die Suserspuren noch an sich trug und wahrscheinlich sehr schwer war.

Den 24. Juni 1863

Zum Gugger ist der Spiritus
Von allem Liberalismus
Bei unserm grossen Rat.
Er macht ja Sachen, wahre Schand.
Es stinkt durchs ganze Vaterland;
Bewiesen hat's die Tat.

Nicht genug, dass er, der in seiner Mehrheit liebevoll sein sollende grosse Rat, voriges Jahr den famoson Apostat (Anm. Abtrünniger) und Feind allen Freisinnns, Gallus Jakob Baumgartner in die Regierung wählte, sondern denselben in letzter Sitzung sogar zum Landammann und Mitglied des Kantonschulrates ernannte. Das ist doch für einen ehrlich denkenden, freisinnigen Bürger zum Haar ausreissen.

Ja fluchen möcht' ich ohne End.
Kämen mir die Bursch' in d'Händ
Und dürft' ich auch verfügen

So ganz nach meinem Belieben,
Ich wollt's einmal probieren,
Die Herrlein abz'solvieren,
Die Köpfe ihnen z'putzen.
Und gäb's auch wenig Nutzen,
Kein Schaden könnt' entstehen
Und schlechter nicht mehr gehen.
Und ging's besser im Kanton,
Erhielt ich schönen Lohn,
Auch Arbeit würd's genugsam geben,
Ganz sicher müsst ich nicht mehr weben. -----

Den 10. August 1863

(Anm. Weil der Grosse Rat im Januar das neue Steuergesetz abgelehnt hatte, musste die Regierung andere Wege suchen, um die Schulden zu tilgen.)

..... Sie bestellte daher für jeden Bezirk eine Steuerkommission von drei Mitgliedern, gemeinhin **S i l b e r s t r e c k e r** genannt, welche nun von Ort zu Ort, von Gemeinde zu Gemeinde ziehen mussten, um das Vermögen der Bürger so hoch als immer möglich "hinaufzuschrauben". Und, so viel man von allen Seiten vernimmt, verstehen diese Herren ihr Handwerk vom Fundament, denn gar vielen Bürgern ist das Steuervermögen um das Doppelte, um das Vier- bis Sechsfache, mitunter um das Zehnfache gestreckt worden. Daher eben so viel Lärmens und Lamentierens! Ob mit oder ohne Grund, das kann ich freilich nicht wissen.

In unserer politischen Gemeinde ist demzufolge das Vermögen der Bürger um beinahe eine Million Franken "gestreckt" worden.

Vom 6. - 8. September 1863 fand bei Herrn Anderegg in der Talmühle ein Schützenfest statt im Betrag von Fr. 2000.-, wozu er eigens ein schönes Scheibnhaus, enthaltend neun Doppelscheiben, schön und gut erstellen liess, wobei ich wieder mehrere Tage Arbeit hatte. Ich muss zwar bekennen, dass es mir im voraus bisweilen so "ein bizle Kopfrechnens machte", denn an einem so grossen Schiessen habe ich noch niemals als Oberzeiger funktioniert oder den Befehl und die Aufsicht über acht andere gehabt. Jedoch ich wollte und musste dieses Amt übernehmen. Allein, nun ist's vorüber und glücklich vorüber

Den 28. Oktober 1863

Habe ich schon so manches Schiessen aufgezeichnet, so will ich auch das letzte und 16., das ich diesen Sommer durchgemacht habe, auch noch kurz beschreiben, weil es in seiner Art zu den selteneren gehörte.

Es war das Endschiessen der hiesigen Feldschützengesellschaft. Nach dem Plan sollte auf 3 Distanzen, zirka 800, 1200 und 1500 Fuss, geschossen werden. Allein, kaum waren die Scheiben aufgestellt und alles in Ordnung, so brachte ein kalter Ostwind den Nebel in unsere Nähe und machte das Schiessen schon auf der 1. Distanz ziemlich schwierig, auf der 2. und 3. ganz und gar unmöglich, so dass statt weiter - immer näher und nochmals näher, ja zuletzt kaum noch auf 300 Fuss weit geschossen werden konnte und auch in dieser Nähe, Schützen und Zeiger einander nur so wie Schattenbilder vorkamen, was begreiflicherweise unser ohnehin gefährliches Geschäft noch weit unsicherer machte, zumal auch von den Schützen weder unsere Zeigerkellen noch Fahnen mehr deutlich gesehen wurden und wir die Schüsse durch Zurufen angeben mussten. Ja, ja, da war grösste Vorsicht und "Springen über Kopf und Hals" gewiss am Platz. Jedoch lief es ohne besonderes Unglück ab, bloss ein hinter den Scheiben vorbeigehender Mensch, der dieselben leider auch nicht sehen konnte und daher die Gefahr nicht ahnte, erhielt von einer Kugel eine Streifwunde, leichte Verletzungen am Kopfe. Der war allerdings nahe am Tode vorbeigegangen.

Übrigens ging es am Abend, wie gewöhnlich, wieder lustig und fröhlich zu, wie es eben bei solchen Festenund der Fall ist.

Den 29. Mai 1864

Mehr und selbstverständlich andere Arbeit als die Zeigerei verursachte mir diesen Monat die Schulschreiberei.

Laut Beschluss des Schulrates sollte oder musste ich ein an die Gemeinde zu stellendes Gutachten betreffend den Bau eines geräumigen und doppelten Schulhauses (Anm. Schulhaus an der Bergstrasse) entwerfen, voraus- und wohlwissend, dass dieses Projekt einer grossen Anzahl von

Bürgern, worunter einflussreichen Männern der Gemeinde, nicht gefalle, daher auch bedeutenden Anstoss finden werde. Und ich schwacher Kopf sollte es dahin bringen, solches wenigstens der Mehrheit der Bürger als Bedürfnis anschaulich und beliebt zu machen.

Wahrlich für unsereinen ein schweres Stück Arbeit, dem ich zwar ein gutes Gelingen sehr wünschte, aber leider nicht so ganz erhoffen durfte. Jedoch, es musste sein, und ich wollte das Meinige nach Kräften an der Sache tun. Aber gewiss, es gab mir wirklich Studierens und Kopfrechnens für manche Tage genug, bis ich aus dem Gesetz, den Protokollen und andern Schriften sowie aus meinen eigenen, seit etwa 16 Jahren in Schulsachen gemachten Wahrnehmungen alles zusammengeflickt hatte, was mir als Hauptsache zur Erreichung dieses Zweckes passend und nötig schien, ohne dass es mich selbst am Ende so ganz freute. Dessen ungeachtet aber wurde das Gutachten vom Schulrat mit nur einigen erläuternden Wortveränderungen gutgeheissen und obendrein wurde mir wider all mein Erwarten für die Arbeit (ich darf's kaum schreiben) der verbindlichste Dank bezeugt, was mich begreiflich sehr freute.

Diese Freude wurde aber dadurch noch bedeutend erhöht, dass dieses Projekt, trotz kräftiger Anfechtung auch ausser dem Schulrat, seinen mutigen Verteidiger fand und bei der endlichen Abstimmung vom letzten Sonntag (Anm. 23. Mai) besagtes Gutachten mit einer bedeutenden Stimmenmehrheit samt seinen Schlussanträgen angenommen und somit der beabsichtigte Zweck vollkommen erreicht wurde. Jetzt aber will und muss ich enden, der Kaffee ist bereit, das Felleisen gepackt, mein rotes Kostüm an der Wand und der Stock im Winkel, denn es sind für mich wieder andere Geschäfte auf der Tagesordnung. Heute noch beginnt in Gossau das Kantonalschützenfest, und auch ich soll meinen Happen, sauer oder süss, davon erhalten.

Den 26. Juni 1864

Von der Wiege bis zum Grab
Wechseln Freud und Leid oft ab.

Noch ist kein Monat vorüber, seit ich ein soeben verlebtes Freudenfest beschrieben habe, und heute könnte ich so manches Blatt voll von betrübenden Erfahrungen aufzählen. Allein, mein Gemüt ist zu bewegt, zu tief ergriffen; und es ist mir geradezu unmöglich, meine Gefühle und Empfindungen in Worten auszudrücken. Ich will, ich muss daher die Begebenheiten dieser Zeit nur in gedrängtester Kürze aufzeichnen.

Den 6. Juni also feierte meine Tochter (Anm. Anna Brunner, geb. den 23.1.1838, gestorben den 24.6.1864) - nach so ziemlich allgemeiner Landesmode etwas zu spät - ihre Hochzeit und kam abends allem Anschein nach gesund, und fröhlicher als seit längerer Zeit, nach Hause. Am folgenden Morgen, etwa 9 Uhr, fing sie an, aus der Nase zu bluten, und das Blut konnte trotz schneller ärztlicher Hilfe erst abends 8 Uhr gestillt werden, was ihr begreiflich eine grosse Schwäche verursachte. Vier Tage nachher erfolgte dann die vorzeitige Geburt eines toten Knäbleins. Die Niederkunft ging eben auch nicht so ganz glücklich und gut vonstatten, was ihre Kräfte noch mehr erschöpfte, so dass sie kaum mehr den Kopf heben und selber zu essen imstande war, sondern jedesmal der Hilfe bedurfte. Einige Tage nachher stellte sich noch das Nervenfieber ein, welches sodann am 24. Juni, morgens 4 Uhr, ihr Lebenslicht auslöschte, in einem Alter von nur 26½ Jahren. Heute ist die irdische Hülle dem kühlen Schoss der Erde übergeben worden, und traurig stehe ich am Grabe, und betrübt blicke ich in die Zukunft, unentschlossen, was ich nun beginnen und wie ich meine Hausordnung wieder bestellen soll.

Könnte etwa meine sonderbare Gemütsstimmung (Furcht) am Kantonalschiessen in Gossau so eine Art Vorgefühl von diesem Trauerfall gewesen sein?!

Den 30. Juli 1864

Ach, wie öde und wie leer
Scheint jetzt alles um mich her,
Wenn ich so muss ganz allein
In meinem grossen Keller sein.
Und ertönt kein Gesang dort mehr,
Mir ist's langweilig, ach gar sehr.
Die Hausgeschäfte selbst zu machen,
Halt ich auch nicht für Männer Sachen,
Und frei und offen muss ich sagen:
Ja, dies will mir gar nicht behagen.

Und weil ich auch nicht alles kann,
Bleibt leider manches ungetan.
Eine Magd mir zu halten, hab ich keine Lust;
Wie's früher gegangen, ist mir noch bewusst.
Dafür mach ich der Pläne gar viel,
Doch keiner führet zu glücklichem Ziel.
Ein Fräulein zu finden, das passen mir könnt,
Das beste würd sein, ja wär's mir vergönnt!

Den 31. Oktober 1864

Diesen Monat wurde ich so ziemlich aus meiner bisherigen Schlawheit aufgerüttelt, indem mir meine Schreiberei und Zeigerei eine bedeutende Portion Arbeit zu liefern übertrug. Was das erste betrifft, hatte nämlich die im Frühling von der Gemeinde bestellte und beauftragte Kommission den Plan zu einem neuen Schulhaus entworfen und Baubeschrieb, Zeichnungen und Kostenberechnung anfertigen lassen. Der Bau samt Platz und Brunnen kommt auf wenigstens Fr. 35'000. zu stehen, wahrlich eine Summe, die manchem Beutel den Schweiß austreiben kann, indem 7 Jahre, sage sieben Jahre lang, alljährlich zweimal an demselben geklopft werden muss, weshalb mit bedeutendem Widerstand an der Gemeinde gerechnet werden durfte.

Dessen ungeachtet musste ich meiner Stellung und Pflicht gemäss ein Gutachten entwerfen, welches dieses Projekt den Bürgern, wenn nicht gerade beliebt, so doch zur Annahme genehm machen sollte. Das war so eine Arbeit, die mir manche Tage Kopfrechnens und Studierens machte, denn unsereins ist eben kein Jurist und kann's nicht gerade so aus dem Stegreif oder "vorzu" machen, sondern braucht oft zu kleinen Dingen lange Zeit, bis nur so etwas Brauchbares "zusammengestoppelt" ist. Jedoch, da mir längere Zeit hiezu vergönnt war, brachte ich doch so etwas zustande, dass es in erster Linie von der Behörde beifällig auf-, und, oh Wunder, gestern von der Gemeinde ohne ein einziges Wort von Widerspruch, jedoch mit kleiner Stimmenmehrheit angenommen wurde, so dass jetzt nur noch die Genehmigung der Oberbehörden, die kaum fehlen wird, erforderlich ist. Alsdann wird das schöne Werk zur Ehre und Zierde der Gemeinde wahrscheinlich bald in Angriff genommen werden. Aber auch die Zeigerei verursachte mir diese Zeit über, wenn nicht so viel Kopf-, so desto mehr Handarbeit, indem ich an fünf Schiessen neun volle Tage bei fröhlicher Gesellschaft meine Zeit zubringen und daher meine häuslichen Verhältnisse wenigstens in diesen Tagen so ordentlich vergessen konnte...

Den 28. November 1864

"Pots tausend Strausak und Herrschaft!" (Orthographie Brunners). Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel durchzuckte letzte Woche ein ungestümes Wetter unsere, wie man glaubte, auf gutem Wege stehende Schulhausangelegenheit, indem ein Gesuch von 55 Bürgern, das aber eher einem Befehl gleicht, die Abhaltung einer ausserordentlichen Bürgerversammlung *a b s o l u t* verlangt, um an dieser wenn möglich die früher gefassten Beschlüsse wieder rückgängig zu machen.

Von der Art könnt es lustig werden,
Wenn d'Mehrheit nicht mehr gelten soll
Und d'Minderheit sich will gebärden,
Ob sie einmal regieren soll.
Ein graues Haupt an deren Spitze
Mit g'senktem Blick das Szepter führt,
Das leider schon in seiner Hitze
das Wort zum Aufbruch kommandiert.
Wenn Bauern voll von Kummer
Bei Nacht und Nebel springen
Mit übertriebner Seckelg'fahr
(Anm. Angst um ihr Geld in der Tasche)
Die Leut' in Harnisch bringen
Und andre Herren frei und offen
Noch Stroh zum Feuer tragen,
So glaub ich doch und will es hoffen,
Gar viel wird das nicht schaden.
Wenn auch ertönet Kriegsgeschrei
An allen Ecken und Enden,

Ich bleibe meiner Ansicht treu,
Dies wird die Sach nicht wenden.
Ich traue dem gesunden Sinn
der Bürger so viel zu,
Sie geben sich bei Gefahren hin
Und bleiben in der Ruh.
Es haben ja ganz gleiche Recht
Am Schulhaus arm und reich,
Der Herr nicht besser als der Knecht,
Ja, Punktum alle gleich.
Darum soll man um Friedens willen
Sich in die Zeiten schicken.
Den Herren diesen Wunsch erfüllen,
Wird doch niemand erdrücken.
Und wenn der Bau einst ist vollendet
Und wenig mehr zu zahlen,
So wird den Gegnern selbst am End,
Die Sache noch wohl gefallen.
Jetzt aber muss ich für ein paar Tage das Weben
wieder aufstecken
Und ernstlich schreiben und Tinte schlecken.

Den 4. Dezember 1864

.....Oben bezeichnetem Verlangen der 55 Bürger (Anm. Brunner schreibt Kompagnie) zufolge wurde nämlich eine ausserordentliche Schulgemeinde abgehalten, deren Verhandlung abermals den Bau unseres Schulhauses betraf, wobei es aber diesmal nicht so ganz "müslestill" (Anm. mäuschenstill) zu ging, sondern der früher beschlossene Bau mehrmals mit verschiedenen Waffen und von allen Seiten angegriffen und verteidigt wurde, bis die heranrückende Nacht dem Kampf ein Ende machte und die Abstimmung geschehen konnte, wobei 86 gegen 83 für den früheren Beschluss stimmten, somit also der Bau mit nur 3 Stimmen Mehrheit wieder genehmigt wurde.

Eine gute, vielleicht die beste Wirkung hiebei machte wahrscheinlich eine "losgebrannte Kartätsche, geladen mit 2050 Frankenstücken", von welchen je 10 Stück auf einen Kopf fielen, oder, verständlich gesprochen, obige Summe wurde von einigen Bürgern freiwillig gezeichnet mit der Begründung, dass diese einzig zur Erleichterung der Haushaltungssteuer verwendet werden müsse, daher jedem diesfalls steuerpflichtigen Bürger davon etwa 10.- Franken zukommen.

Den 20. April 1865

Freudig gestimmt ergreife ich heute die Feder, um einen mir recht willkommenen Beschluss der hiesigen Schützen zum Andenken zu notieren.-----

Jedoch, weil ich gerade Zeit habe, will ich das hiesige Schützenwesen, das heisst, die früheren Verhältnisse und "Vorfällenheiten" in Kürze beschreiben.

Was ich aus alten Schriften entnehmen konnte, bestand vor wenigstens 80, vielleicht 100 Jahren schon hierorts eine Schützengesellschaft, welche ihre gewöhnlichen Schiessen auf der hinter dem "Rössle" gelegenen und zu demselben gehörenden Wiese nach jeweiligen Statuten abgehalten hat, ohne daselbst aber irgend eine Bequemlichkeit, weder für Schützen noch Zeiger zu haben, sondern jedesmal musste notwendige (Anm. Bequemlichkeit) erstellt und wieder beseitigt werden, bis Anno 1815 der damalige Besitzer und zugleich Schützenmeister J.G. Früh bewilligte, eine gemauerte Sicherheit für den Zeiger zu erstellen, wodurch dann der Platz als wirkliche Schiessstätte für die Zukunft gekennzeichnet wurde.

Nach dem Dorfbrand Anno 1818 blieb die Sache viele Jahre so ziemlich gleich. Als sich aber später die Gesellschaft bedeutend vergrösserte, wurde Anno 1841 eine zweite bleibende Sicherheit für den Zeiger erstellt und an jedem Schiessen auf vier Scheiben geschossen. Somit war nun für lebhaftes Schiessen und die Sicherheit der Zeiger bestens gesorgt. Aber die Schützen befanden sich, namentlich bei ungünstigem Wetter, unter einer jedesmal flüchtig aufgestellten Hütte in betrüblicher Lage, weshalb der Wunsch nach einem bleibenden Gebäude oftmals geäussert wurde. Allein, es unterblieb namentlich aus dem Grunde, weil der Bauplatz wohl jedesmal zum Schiessen, jedoch für ein festes Gebäude nicht erhältlich war, und man musste sich begnügen, ein Hüttengerüst, nämlich 6 Säulen, oben mit Rafen verbunden, aufstellen zu dürfen, welches dann mit vorhandenen Brettern nötigenfalls schnell gedeckt werden konnte. Im Herbst Anno 1848 gelang es dem Schützenmeister

J.G. Kuhn, die Bewilligung für die Erstellung eines Gebäudes, und zwar unentgeltlich, zu erwerben, einzig unter der Bedingung, dass in Zukunft bei grossem Heu und Ernd nicht mehr geschossen werden dürfe. Dies konnte für die Gesellschaft um so weniger ein Hemmschuh sein, als von dem unbedingten Recht, auch in dieser Zeit zu schiessen, höchst selten Gebrauch gemacht wurde. Jetzt nahm man das Werk rüstig an die Hand, kollektierte und sammelte in und ausser der Gesellschaft, wo an Geld oder Material etwas erhofft werden konnte, und im Mai 1849 wurde sodann (unter damals beschriebenen Festlichkeiten) das Gebäude eingeweiht.

Jetzt aber wurde ein anderer, noch grösserer Mangel fühlbar, nämlich derjenige an Geld, um öfters das Gebäude benutzen zu können. Diesem wurde wenigstens in etwas dadurch begegnet, dass Anno 1854 beschlossen wurde, dass jedes Mitglied pro Monat 50 Rappen Beitrag leisten solle und dann jährlich 4 bis 5 Schiessen halten.

Nachdem nun anderwärts die Tuch- oder Papierscheiben in Mode kamen, welche unter Dach gestellt wurden, wollte man auch diesfalls nicht zurückbleiben. Anno 1857 wurde auch ein solches Scheibnhaus erstellt und die Schussweite um etwa 100 Fuss verlängert, sodass damals wenig mehr zu wünschen übrigblieb. Aber das hielt nicht gar lange an, denn schon zu dieser Zeit grassierte anderwärts das Feldschützenfieber, doch wurde mit andern Stutzern auf weitere Distanzen und auf freiem Feld geschossen. Feldschützenfieber habe ich gesagt, und zwar mit Bedacht, denn es muss doch ein fieberhafter Zustand sein, wenn man vorzieht, statt unter schützendem Obdach die gleichen Vergnügen unter freiem Himmel zu halten und sich und andere jedem Sturm und Wetter preiszugeben. Dieser Zustand ergriff vor 3 Jahren auch eine Anzahl hiesiger jüngerer Schützen. Sie gründeten eine zweite, eine sogenannte Feldschützengesellschaft. Von da an herrschte unter beiden Vereinen, wenn nicht gerade Zwietracht, so doch nicht mehr das frühere gute Einvernehmen. Als aber benanntes Fieber anderwärts und auch hier wieder allmählich abnahm und die Herren sich wieder unter Dach sehnten, wurden an mehreren Orten von Privaten und Gesellschaften wieder bleibende Schiessstätten, jedoch auf weitere Distanzen, erstellt, weshalb dann hier, um diesen Zweck einst auch zu erreichen, der Wunsch nach Vereinigung beider Gesellschaften so ziemlich allgemein wurde. Jedoch die Alten wollten und konnten sich teilweise nicht dem Neuen fügen, und die Jungen wollten den Alten nichts oder doch sehr wenig zugeben, daher entstanden wirklich etwelche Reibereien, die mir, als Diener beider, öfters Unangenehmes bereiteten, weshalb ich mir alle Mühe gab, dieser Missstimmung wo möglich entgegenzuarbeiten. Endlich machte ich einen Statutenentwurf, in welchem ich beide Teile möglichst gleichmässig berücksichtigte, und übergab denselben der Kommission, welche diesen mit wenigen Abänderungen beiden Gesellschaften empfahl. Mein Vorschlag wurde nun an zwei diesfalls abgehaltenen Versammlungen am 17. April angenommen und die Vereinigung somit ausgesprochen.

Den 16. Juli 1865

(Unter diesem Datum beschreibt J.J.B. das eidgenössische Feldschiessen in Schaffhausen, auf das er wie viele Tausende "mit steigender Sehnsucht" gewartet hatte. Was ihn beeindruckte, fand seinen Platz im Tagebuch. So erwähnt er einen Raum, der von 500 - 600 Gasflammen beleuchtet wurde, eine Küche mit 24 Kesseln, jeder mit einem Durchmesser von 3 Fuss, und 3 Bratpfannen mit einem Fassungsvermögen von je 250 Pfund Fleisch. Unterstrichen ist das Wort "Abtritte", in welchen das "Hosenkehren" 10 Rappen gekostet habe.)

.....Als wir alle nach ländlicher Sitte unsern Kaffee getrunken und nach städtischer Sitte 1 Franken bezahlt hatten, gingen unser zwei nochmals auf den Festplatz, um die oben schon bezeichnete Beleuchtung der Speisehütte zu sehen. Nach unserer Rückkehr tranken wir ein Glas Wein, und um halb elf Uhr gingen wir zu Bette. Aber ans Schlafen war kaum zu denken, denn auf den Gassen ging es noch festlich zu: Singen, Pfeifen, Jauchzen, Jodeln, Pferdegetrappel und Wagengeklirr bis nach Mitternacht, und morgens, kurz nach 3 Uhr, wieder dergleichen Dinge. Ich verliess daher zeitig mein Bett und taumelte wieder etwa eine Stunde in der Stadt herum. Hierauf gingen wir zum Kaffee, welcher samt Schlafgeld "nur" 4, sage vier Franken kostete. Während dem Frühstück fing es entsetzlich zu regnen an, weshalb eine Besichtigung des Rheinfalls unterblieb, indem für ein Gefährt dorthin für unser vier nicht weniger als 7 Franken gefordert wurde. Nach längerem Harren bei strömendem Regen, wobei selbst die Bahnhofhalle kein schützendes Obdach mehr gewährte, zogen wir es vor, für 2 Fr. auf den Festplatz zu fahren, woselbst wir das Vergnügen hatten, im "verd.... D...." (Anm.: verdammter Dreck) aussteigen zu dürfen und dann so schnell als möglich durch das Seitenportal in die Speisehütte zu flüchten. Auch diese gewährte nicht überall den gewünschten Schutz, denn an vielen Orten träufelte das Wasser recht ordentlich auf Tische und Stühle herab, und beim Hauptportal sammelte sich das Wasser zu einem förmlichen Weiher, so dass mehrere Tische in demselben standen und die Passage daselbst unterbrochen wurde. Sobald aber der "Michel" (=

Michael) die Wolken beiseite geschoben hatte, wurde das Wasser mit einer Saugspritze ebenfalls auf die Seite geschafft.....

(J.J.B. besuchte auch das Museum)

..... und endlich noch zwei Mumien, an denen die Lippen, Nasen, Ohren, Augenlider, sowie die Nägel an den Fingern noch vollständig vorhanden waren, und die doch 2000 Jahre in Ägypten unter der Erde gelegen haben sollen. Es mag sein, aber für unsereinen ist es fast unglaublich, jedoch sei dem wie es wolle. Höchst befriedigt verliess ich das Gebäude.....

.....Das erste Geschäft des folgenden Tages (Anm. nach der Heimkehr) war sodann die Nachschau in meiner Kassa, und auch diese zeigte ein ordentlich günstiges Resultat, denn die Gesamtausgaben machten nicht ganz den Weberlohn für einen Zettel aus. In rund drei Wochen, wenn's gut geht, bring ich doch einen fertig. Freilich ist es etwas ungereimt, den Verdienst von drei Wochen in zwei Tagen zu verbrauchen, aber, auf der andern Seite betrachtet, wäre es doch nicht zu viel, nach drei Wochen Trübsal im Keller wieder 2 vergnügte Tage zu geniessen. Wenn ich's aber gleichwohl als eine unnötige Verschwendung betrachten kann, so soll es mich nicht gereuen, indem ich hoffe, eine blosser Erinnerung an alle diese Sachen werden mir später bei gewiss nicht ausbleibenden Widerwärtigkeiten doch einigermassen Trost und Erheiterung verschaffen, und somit noch etwelche Zinsen abwerfen.

Den 2. September 1866

Kein besonders lustiges, aber nichts desto weniger ein recht freudiges Fest haben wir heute hier in Degersheim gefeiert. Es ist nämlich das vor zwei Jahren nach wochenlangen und schmerzlichen Geburtswehen zur Welt geborene evangelische Doppelschulhaus, das zwar noch nicht ganz vollständig, doch so weit erstellt ist, dass Lehrer und Schüler ungehindert in demselben wohnen können. Infolgedessen fand heute die feierliche Einweihung desselben statt.

Dass es wirklich von der grossen Mehrzahl der Bürger als ein wirkliches Freudenfest betrachtet wurde, beweisen schon die freiwilligen Opfer an Geld, Mühe und Arbeit, welche von gar vielen Personen gebracht wurden, um das Gebäude recht zierlich zu schmücken. Ja, es war eine Lust zu sehen, wie reich und arm, jung und alt in diesen letzten Tagen eifrig bemüht war, dieses Jugendhaus recht schön zu bekränzen, was nach der Ansicht vieler recht gut gelungen ist. Im ersten Stock wurden an jedem Fenster auf allen Seiten grüne Girlanden, mit lauter Blumen besetzt, angebracht. Im 2. Stock hatte jedes Fenster 1 bis 2 kleinere oder grössere Fähnchen, so auch die "Kinnstockfenster" auf der Frontseite. An allen vier Ecken und Giebeln waren grosse Fahnen und Wimpel angebracht, im Ganzen über 80 Stück. Es gab auch viele bekränzte, sinnige Inschriften.

Einige davon lauten folgendermassen:

- | | |
|---------------------|--|
| Vordere Türe: | Dies Haus mit seinen weiten Hallen,
Ein Denkmal edlen Bürgersinns,
Sei unsern lieben Kindern allen
Ein Ort der Bildung, des Gewinns
An Kenntnissen und Frömmigkeit
Und bleibe es in späte Zeit. |
| Hintere Türe: | Unser Eingang und Ausgang sei im
Namen des Herrn! |
| 1. Schulzimmertüre: | O komme, liebe Jugend,
Und lerne Weisheit, Tugend
Recht willig, freudig, gern!
Sie führt auf ebenen Wegen
Dich hin durchs Erdenleben
Zu deinem Gott und Herrn. |
| 2. Schulzimmertüre: | Gehorsam, Fleiss und Sittlichkeit
Ist, was des Lehrers Herz erfreut.
Drum üb' dich Kind, s'ist deine Pflicht,
Bist sicher, es gereut dich nicht. |
| Arbeitszimmer: | Des Mädchens schönstes Ehrenkleid
Sind Unschuld und Bescheidenheit.
Doch ziert auch die geschickte Hand
Ein Mädchen mehr als eitler Tand. |

(Mehrere andere an verschiedenen Plätzen im Hause)

Der Anfang begann mittags 2 Uhr. Beim alten Schulhaus besammelten sich der Lehrer mit 160 Kindern, der Schulrat, die Baukommission, die Bauübernehmer, die Herren Landammann Saxer von St. Gallen, Bezirksschulratspräsident Rimmensberger, Ammann Näf, der gesamte kath. Schulrat, die beiden kath. Real- und Primarlehrer, die beiden angestellten Mädchenarbeitslehrerinnen sowie eine unzählige Menge Neugieriger. Sie begaben sich nach geordnetem Zug unter Glockengeläute durch das Dorf nach dem Festorte, wo dann unter abwechselnden Reden der Herren und Gesängen der Kinder beinahe drei Stunden vergingen. Hierauf gab es eine Freistunde, während der die Herren Saxer und Rimmensberger das Gebäude von innen und aussen genau besichtigen wollten. Nachher begab sich alles zum Sternen, wo für alle ein schönes Essen und guter Oberländer bereitstanden und guten Mutes unter Dach gebracht wurden, wobei auch schöne Reden und Toaste begreiflich nicht fehlten. Kurz und gut, es war ein Tag herzlicher Freude für Bildungsfreunde. Gottes Segen ruhe darauf!

Den 1. Juli 1867

.....Nachdem ich nun volle zwanzig Jahre die Stelle eines Schreibers beim hiesigen evang. Schulrat versehen habe, so bin ich auch heute wieder von der neuen Behörde für drei Jahre als solcher ernannt worden. Wenn ich mir dies auch keineswegs zur Ehre anrechnen will, so darf ich es doch als ein Zeichen der Zufriedenheit ansehen, was mir wirklich zur Freude gereicht. Und diese ist noch durch eine zweite erhöht worden. Denn gleichzeitig wählte mich die hiesige paritätische Ortsverwaltung zu ihrem Schreiber. Obwohl mir diese beiden Stellen kein grosses Salär zusichern, so rufen mich doch derselben Geschäfte hie und da einige Tage vom Webstuhl weg, und ich kann dann meiner Liebingsache nachhängen, die mir freilich mehr Kopfarbeit gibt, aber auch grösseren Lohn, als der Webstuhl zusichert. Daher rührt in doppelter Hinsicht meine heutige Freude.

Den 28. Juli 1867

Schon nach wenigen Wochen hat mir meine neue Schreiberstelle nebst den gewöhnlichen Taxen auch einen schönen neuen Schweizer-Fünfliber Trinkgeld eingetragen, der mich wirklich recht sehr freut. Wenn's oft so geschähe, würd's mir bald ordentlich wohl, aber das kann ich nicht hoffen, denn es betraf einen hierorts noch nie vorgekommenen Fall, nämlich eine Ehrenbürgerrechts-Erteilung, wovon ich den betreffenden Herren Gebrüder Grob amtliche Anzeige machen musste und dafür benannte 5.- Fr. erhielt.

Den 8. Februar 1868

.....Ein bedauerungswürdiges Unglück ereignete sich heute in meiner Nachbarschaft. Der seit Jahren in der Mühle angestellte Knecht und Säger Josua Schiess wurde vormittags zwischen 9 und 10 Uhr vermisst, und nach etwelchem Suchen fand man ihn tot zwischen Kammrad und Kolben eingeklemmt.

Den 12. April 1868

Einen Gegensatz zu dieser unglaublichen Kälte bildet aber gegenwärtig die ausserordentliche Wärme, mitunter tropische Hitze in den Gemütern hiesiger Bürger beider Konfessionen. Eine Anzahl der grössten Herren, und mit ihnen die sogenannten Halbherren, denen ich die wirkliche Freude an Jugendbildung nicht abstreiten kann, arbeiten seit einiger Zeit mit allem Eifer in Wort und Tat daran, die vor vier Jahren auf Aktien gegründete Realschule in eine Gemeindeschule umzuwandeln, und haben zu diesem Zweck bis anhin, soviel bekannt ist, an freiwilliger Kollekte die Summe von ca. 25'000 Fr. zusammengebracht, wahrlich ein schönes, respektables Geschenk. Aber leider wird es von gar vielen Bürgern nicht als Geschenk betrachtet, sondern als eine Gemeindelast angesehen, und zwar nicht ganz zu Unrecht, denn die benannte Summe reicht lange nicht hin, aus den Zinsen die Bedürfnisse der Schule zu bestreiten. Daher müsste das Mangelnde durch Steuern gedeckt werden, woran jedermann, selbst der Unbemittelte, sein Scherflein jährlich beitragen müsste, obwohl er für die Seinigen durchaus keinen Genuss davon erhoffen kann, indem er es durchaus nicht vermag, seinen Kindern diese Wohltat zu verschaffen. Daher ist er auch nicht gewillt, für die Vermöglichen diesfalls ein Opfer zu bringen. Daher ist die Abneigung bei diesen etwas begründet oder scheint wenigstens erklärlich, zumal hierorts überall der Mangel an Fonds, demnach Überfluss an Steuern vorhanden ist, weshalb man eben nicht so ganz blindlings vorwärts und tiefer in den D.....waten will. Eine andere Partei, ich weiss nicht, welchen Namen ich dieser beilegen kann, betrachtet die Realschule als eine Bildungsstätte von Faulenzern, Tagedieben, Spitzbuben und Schelmen. Daher

kämpfen diese mit Feuer und Schwert gegen dieselbe. So entstehen für und gegen diese Anstalt sehr warmes Blut und öfters heftige Diskussionen.

Den 25. Mai 1869

Ein neuer Lebensabschnitt hat
jetzt heut für mich begonnen.
Ich habe nun den Schritt gewagt
und mir ein Weib genommen.
Ja, noch in meinen alten Tagen,
Nach vieler Jahre Witwerstand,
Reicht ich, gewiss gar fast mit Zagen,
Zum Ehebund nochmals die Hand.
Wozu der Schritt mir wird gereichen,
Zum Guten oder Bösen,
Das wird mir wohl die Zukunft zeigen,
Die muss das Rätsel lösen.
Ich will jedoch das Bessere hoffen,
Mag aber kommen was da will.
Schon mancherlei hat mich getroffen,
Ich hab auch müssen halten still.
Wenn Gott uns nur gesund erhält
Und schenkt den lieben Frieden,
Dann sind zwei Dinge auf der Welt
Vom Schönsten uns beschieden.
Dies ist mein Wunsch, den ich jetzt hab.
Wenn er mir wird gewährt,
So dank ich Gott für diesen Tag,
Der mir die Frau beschert.
Zwar ohne Sturm, das weiss ich wohl,
Wird's auch bei uns nicht gehn.
Des Glückes Glas würd dann zu voll,
Ein Wunder müsst geschehn.
Denn Freud und Leid bringt jeder Stand,
Das sind bekannte Sachen,
Und niemand ist zu Stadt und Land,
Der dies kann anders machen.
Ja nun, so fass ich frischen Mut,
Will stets nach Frieden trachten.
Wenn?! wie bishin d'Frau ferner tut,
Wird sich das Ding wohl machen.

Den 15. Januar 1870

(In einem Gedicht beschreibt J.J.B. den Auftrag der Schulgemeinde, eine Schulgeschichte zu schreiben.)

....Und wenn's am End gar niemandem gefällt,
Ist's mir auch wieder "gלייך".
Und bringt's mir z'letzt auch gar kein Geld,
So b'halt's ich grad für mich.

Den 6. Juli 1870

Unter den vielen Bitterkeiten, die ich seit längerem zu kosten hatte, bekam ich doch wieder einmal ein recht süßes Gericht, oder mit andern Worten, ich verlebte wieder einen recht frohen und heiteren Tag und will auch diesem hier ein Plätzchen einräumen und zum freudigen Andenken kurz beschreiben.

Nachdem nun die Toggenburger Eisenbahn nach so vieljährigen Geburtswehen endlich zur Welt gekommen und auf die Räder gestellt ist, bleibt diese einstweilen Trumpf, und Ebnat-Kappel das Ziel des reisenden Publikums. So beschlossen daher auch letztthin die hiesigen evang. und kath. Schulräte, mit den Oberschulen am 5. Juli dorthin eine gemeinschaftliche Reise zu machen. Ich

bekam die Gelegenheit, für ein abwesendes Mitglied des Schulrates als Lückenbüsser einzutreten. Obwohl der Himmel früh morgens ein etwas unerfreuliches Gesicht hiezu machte, fanden sich gleichwohl die meisten Kinder rechtzeitig zu derselben ein, und als der Himmel sich später aufheiterte, rückten auch die andern nach und nach ein.

Etwa halb acht Uhr (freilich eine Stunde zu spät) wurde die Reise angetreten. Es beteiligten sich an derselben 139 Kinder, 2 Lehrer, 2 Arbeitslehrerinnen, die beiden Schulräte in corpore, die beiden Herren Geistlichen an der Spitze, und auch eine Anzahl Mütter, zusammen 170 Personen. Unter Gesang, Jauchzen und Jodeln bewegte sich der Zug mit mehreren flatternden Fahnen bei gänzlich heiterem Himmel in festem Schritt über Ganterschwil nach Bütschwil, woselbst wir, ziemlich in Schweiss gebadet, etwa um 11 Uhr einzogen. Beim "Löwen" war ein einfaches Mittagessen bestellt und bereit, welches aber auch, soviel ich sehen konnte, mit Appetit genossen wurde. Das war nach einem solchen Marsche wohl begreiflich, und zudem hätte unsere Marschrouten ein so langsames "Schnäbeln" nicht erlaubt, denn bald nach 12 Uhr hiess es wieder:

"aufgebrochen" und die für uns bereitstehenden Bahnwagen besteigen. Nach einigen Minuten schnaubte der "Choli" daher und fuhr im Galopp an Felsen und Abgründen vorbei in etwa einer halben Stunde mit uns ans Ziel.

Zuerst machten wir einen Spaziergang durch Ebnat-Kappel und zogen dann auf den überall bekannten Rosenbühl (Sommerwirtschaft auf einem anmutigen Hügel), von wo aus man eine prächtige Aussicht auf die Umgebung und auf einige Toggenburger-Berge geniesst. Bei Wein und Brot, Gesang und Spielen wurde daselbst die zugemessene Zeit recht gemütlich zugebracht.

Aber nach etwa 2 Stunden Aufenthalt wurde zum Rückzug geblasen und die Heimreise sogleich angetreten. Unter Gesang zogen wir, in Reih und Glied gestellt, der Station zu, und bald fuhr der "Choli" sausend und brausend mit uns wieder talabwärts nach Bütschwil, wo wir etwa um vier Uhr anlangten. Daselbst aber spielte Herr Alt-Ammann Josef Rutz den Schulräten einen ----- (Anm. Auslassungsstrich) Possen, indem er diese zu einem Abendessen zu sich einlud, welches mit einem Worte köstlich war. Die Besorgung der Kinder musste also den Herren Lehrern und mitfahrenden Frauenzimmern überlassen werden. Aber auch von Hause aus wurde unser in Liebe gedacht. Während wir uns alle mit Speise und Trank für den noch vorhabenden Marsch stärkten, erschienen bald nacheinander acht hergerichtete Wagen, zusammen mit 16 Pferden bespannt, welche beordert waren, die ganze grosse Gesellschaft nach der Heimat zu führen. Nach einigen Turnübungen der Kinder wurde allmählich aufgestiegen, und etwa um sechs Uhr zog die Karawane, wenn ich so sagen darf, unter Jubel und Freuden ab, und überall, wo wir durchfuhren, erregten wir grosses Aufsehen. Bei anbrechendem Abend kamen wir, von einer grossen Menge Neugieriger erwartet, glücklich und wohlbehalten im Dorfe an, ohne dass irgendein Missgeschick die Freude gestört hätte, eine verloren gegangene Stimmlöte und einige Kleiderrisse abgerechnet. Zum Schlusse wurden noch ein paar Lieder gesungen, und somit war dieser Tag, der gewiss allen in freudiger Erinnerung bleiben wird, abgeschlossen.

Den 22. Februar 1871

J.J.B. beschreibt zunächst das europäische Kriegsgeschehen. Dann erwähnt er die Internierung der Bourbaki-Armee.

..... Der Kanton Appenzell AR erhielt 1500 Mann, die alle in der Kaserne in Herisau untergebracht sind. Dabei befinden sich eine bedeutende Zahl Afrikaner, welche bald als eine halb wilde Menschenklasse bezeichnet wurden.

Wie viele hundert andere führte auch mich die Neugierde dorthin, um das noch nie Dagewesene mit eigenen Augen zu sehen. Aber ich meinerseits konnte weder an Gestalt noch Aussehen, sondern bloss an ihrem sonderbaren Kostüm etwas erblicken, das sie von andern Leuten auszeichnete. Auch in ihrem Betragen sah ich keinen wesentlichen Unterschied. Ich traf dergleichen, wie sie in Wirtshäusern ganz ruhig ihren Most oder Schnaps tranken, andere hörte ich etwas laut, aber nicht ungebührlich sprechen. Auf der Strasse gingen die meisten anstandsgemäss hin und her, und nur einige sah ich, die nicht so ganz ordonanzmässig marschieren konnten. Gegen Abend besuchte ich noch einen meiner ehemaligen Kollegen auf dem Polizeiwachzimmer. Während meiner Anwesenheit brachte die Wache vier wirklich stark betrunkene Zuaven zu einstweiliger Verwahrung. Einer wollte sich nicht gern fügen und lamentierte fürchterlich, so dass diesem das Zimmer "Nr. dunkel" angewiesen wurde. Ein anderer streckte sich auf der Bank aus und schlief und schnarchte wie unsereins. Die andern zwei verhielten sich ziemlich ruhig auf ihren Plätzen und verzehrten den mitgebrachten Salat (hierorts Hundszungen oder Schmalzblumenblacken genannt) ganz roh und ungewürzt mit sichtbarem Appetit wie einen Leckerbissen, und einer reichte auch mir davon, aber ich bedankte mich höflichst.

Als diese später nach der Kaserne speditiert wurden, gebärdete sich der wirklich recht unsanft aus

dem Schlaf Geweckte begreiflich nicht so ganz höflich, sondern recht grob und unwirsch. Allein, in diesem Fall würde jeder andere auch etwas wild werden und sich gewiss nicht gerade so mit Lammsgeduld darin fügen.

Dies ist alles, was ich am französischen Militär beobachtete, und ich konnte dies nicht als eine besondere Roheit bezeichnen. Es sind ja alles so "Vorkommenheiten", die auch hierorts unter unseren Leuten keineswegs zu den Seltenheiten gehören, sondern noch ziemlich oft zu sehen sind.

Den 30. Mai 1871

Seit längerer Zeit ist auch in unserer Gemeinde so eine Art Revolution vorhanden, wenigstens grosse Zwietracht zwischen Bürgern und Behörden. Der erste Punkt betrifft den Gemeinderat. Er hat sich angemast, dem dritten Entwurf für die Errichtung einer "Toggenburgischen Zwangsarbeitsanstalt" die Zustimmung zu geben, ohne die Gemeinde zu besammeln und den Vertrag gegen den Willen eines grossen Teils der Bürger zu unterzeichnen. (Anm. Gemeinderatsprotokoll 1866-74, S. 324, 328, 335). Auf gesetzlichem Wege verlangten mit eigenhändiger Unterschrift beinahe 200 Bürger (versteht sich rechtliche und stimmfähige) diesfalls die Abhaltung einer Bürgerversammlung, welche aber vom Gemeinderat entgegen dem Gesetz verweigert wurde. Aber höre! Von der hoch- und wohlweisen Regierung wurde dessen Beschluss unerklärlicherweise anerkannt und gebilligt. Heisst das nicht, mit Gesetz und Bürger Schindluder treiben? Ja nun, die Sache wird noch weiter kommen. Wie aber der Entscheid ausfallen wird?!

Der zweite Punkt betrifft die hiesige evang. Schule. Am 26. März brachte der Schulrat einen gutachtlichen Antrag vor die Bürgerversammlung, bezweckend Erweiterung der Schulen, respektive Erstellung einer Ganzjahr-Tagschule für die drei obern oder letzten Kurse. Dieser Antrag wurde von Herrn Pfr. Keller aufs wärmste anempfohlen. Die grössere Anzahl der Bürger aber war anderer Ansicht und glaubte, unsere Schule mit 9 Halbjahrkursen (während im Kanton bei gleichem Gesetz noch viele mit 7 oder 8 Kursen bestehen) bedürfe jetzt der Erweiterung und Vermehrung der Schulzeit noch nicht, so lange wir diesfalls noch auf einer höheren Stufe stehen als viele andere. Daher wurde der Antrag des Schulrates zu dessen Verdruss verworfen. Was geschieht aber? Am 20. April kam sodann der Befehl vom Erziehungsrat: Ihr müsst! Und am 1. Mai wurden die Schulen in dieser Form eröffnet, was begreiflich wieder grosse Erbitterung zur Folge hatte und hie und da Reaktionen hervorrief, die nicht so ganz angenehm und erfreulich waren.

Einen dritten Gegenstand der Uneinigkeit bildet die Erstellung eines neuen Friedhofes. Die Evangelischen sind genötigt, bald einen neuen zu erstellen, die Katholischen hingegen haben noch viele Jahre Raum genug, und dann ist noch Boden zur Vergrösserung desselben vorhanden, was aber den Evangelischen gebricht. Nun aber ist ein Teil der Bürger beider Konfessionen der Ansicht, es wäre doch wünschenswert, einen gemeinsamen Friedhof zu erstellen, damit bei einer bald nötig werdenden Vergrösserung der Kirche genügend Platz vorhanden sei, um nach Belieben bauen zu können.

Nach bisherigen Todesfällen berechnet, wären 32'000 Quadratfuss Flächeninhalt erforderlich, will man die Verstorbenen wenigstens 30 Jahre in ungestörter Ruhe lassen, wovon nach jetziger Seelenzahl den Evangelischen 20'000 und den Katholiken 12'000 Fuss zugeteilt würden. Der Boden hiezu ist von zwei evangelischen Bürgern um den Spottpreis von 5 Rp. per Fuss erhältlich. Die Gesamtkosten (mit Einfriedung) sind auf 8'500.- veranschlagt. Darnach hätten die Evangelischen 5'500.- und die Katholischen 3'000.- zu bezahlen.

Nachdem nun seit etwa einem Jahr mehrere Unterhandlungen der beiden Behörden stattgefunden haben und sowohl die Evangelischen als auch die Katholischen diesfalls zwei Bürgerversammlungen abgehalten haben, so steht die Sache noch nicht viel besser als am Anfang. Die kath. Verwaltung und mit ihr eine schwache Mehrheit der Bürger will dazu Hand bieten, unter der ausdrücklichen Bedingung, dass sie nur statt den 3. Teil den 6. Teil, oder, mit Zahlen geschrieben, statt 3'000.- nur 1'500.- bezahlen müssen. Eine grosse Minderheit der Bürger will dieses nicht, sondern will beim lieben alten Platz verbleiben und die 1'500.- als unnötige Ausgabe einstweilen noch sparen. Die Mehrheit der evang. Bürger hält ein solches (Auslassung Brunners) Stück für zu gross, den Katholiken ein so grosses und dazu unbeliebiges Geschenk zu machen und die nicht unbedeutenden eigenen Schulden alljährlich zu verzinsen, und haben daher das Projekt an der letzten Bürgerversammlung verworfen

Was aus dem Kampf noch werden wird,
Zum Guten oder Bösen führt,
Das wird die Zukunft zeigen.
Und ich will's wieder schreiben.

Den 24. September 1871

Heute sind die Freunde und Gegner eines eigenen evangelischen Kirchenbaues in corpore gegen einander zu Felde gezogen, indem eine Kirchgemeinde, die sämtliche Bürger versammelte, um über einen allfälligen eigenen Kirchenbau abzustimmen, abgehalten wurde. Mit ungeschliffenen Waffen und grobem Geschütz eröffnete der Hauptmann der Gegner das Gefecht, dessen giftige Geschosse vorab auf die Vorsteher gerichtet wurden. Nachdem sich dieselben allen Ernstes gegen solche ----- (Anm. Auslassungsstrich) Angriffe verteidigt hatten, fuhr dann der "Wagenmeister" mit vielen und kostbaren Steinen auf den Kampfplatz, die aber viel zu schwer waren, um solche gehörig an den Mann zu bringen. Das Gefecht dauerte über 2 Stunden und musste wegen des beginnenden katholischen Gottesdienstes beendet werden.

Es wurde über folgende zwei Anträge abgestimmt:

1. Will man den Bau einer eigenen evang. Kirche beschliessen oder
2. Will man vorerst noch mit den Katholiken über einen gemeinsamen Bau oder eine allfällige "Abkurung" in Unterhandlung treten?

Für den 1. Antrag stimmten 102 und für den 2. Antrag 111 Bürger. Mit bereits einstimmiger Mehrheit wurde sodann noch beschlossen, dass die Vorsteherschaft beauftragt sei, in Sachen so schnell als möglich fortzufahren. (Wird aber schwerlich so bald zum Ziele führen.)

Den 20. Oktober 1871

"Es geschieht nichts Neues unter der Sonne", ist eine alte Sage. Das mag wohl sein, und doch geschieht bisweilen etwas, das zu den höchsten Seltenheiten gezählt werden darf. Und eine solche Begebenheit hat sich in letzter Zeit wirklich ereignet, was meines Wissens in meinem Leben noch niemals vorgekommen ist. Daher soll diese Begebenheit in meinem Tagebuch auch erwähnt werden. Es haben nämlich die guten Herren Fabrikanten ohne etwelche Zumutung der Weber den Arbeitslohn derselben aus freien Stücken etwas erhöht, so dass jetzt auf den Zettel, je nach der Ware, 4 bis 6 Fr. mehr als bisher bezahlt wird. Und dies ist gewiss eine merkwürdige Begebenheit, die bereits zu den alttestamentlichen Wundern zu zählen ist! Was die Herren zu dieser Freigiebigkeit bewogen hat, weiss ich freilich nicht, weil ich in die Geheimnisse derselben nicht eingeweiht bin. Ob ihnen allfällig die Not der armen Weber endlich einmal das Herz erweicht hat und dies also aus Liebe und Wohlwollen gegen dieselben geschehen ist? Oder ob vielleicht Gewissensbisse wegen jahrelang geübtem Unrecht oder möglicherweise selbst eigene Interessen der Grund zu diesem ausserordentlichen Schritt sein mögen, ist mir ein Rätsel. Dieses zu lösen will ich mich nicht abmühen, denn dies würde mir schwerlich gelingen. Ich will daher billig sein und das erste annehmen und glauben, die Herren seien doch einmal zur Überzeugung gelangt, dass die bisherigen Arbeitslöhne nicht mehr hinreichen bei den gegenwärtigen, wirklich hohen Lebensmittelpreisen sich ehrlich und redlich durch die Welt zu schwingen. Denn schon seit mehreren Wochen zahlt man für ein Kernenbrot (Anm. 2,5 kg) 1 Fr., jetzt sogar Fr. 1.12.

Den 25. Februar 1872

Laut Beschluss der evang. Bürgerversammlung vom 24. Sept. 1871 berieten die beiden evang. und kath. Kirchenverwaltungen über die Erweiterung der bestehenden oder die Erstellung einer neuen gemeinschaftlichen Kirche oder über eine allfällige Abkurung.

Die mehrmals gepflogenen Unterhandlungen brachten kein befriedigendes Resultat, weil die Katholischen die diesfälligen Kosten nicht mehr wie seit 100 oder noch mehr Jahren zur Hälfte, sondern nur nach dem allgemeinen Steuerkapital bezahlen wollen. Diesfalls beträfe es dieselben etwa den 7. Teil der Kosten, also ungefähr soviel, wie ihnen für ihren Kultus zum alleinigen Gebrauch eingeräumt werden müsste. Die übrigen 6 Teile der wirklich gemeinsamen Kirche hätten dann die Evangelischen allein zu bestreiten. Welch eine unverschämte Zumutung, oder wie man es heissen mag!

Dass die evang. Verwaltung solches nicht zugeben wollte oder zugeben durfte, ist doch sicher ganz begreiflich. Es wurde daher die Angelegenheit heute vor eine Bürgerversammlung gebracht und nach etwa zweistündiger Redeschlacht mit grosser Mehrheit beschlossen:

1. Es sei für heute von der Kirchenbaufrage Umgang zu nehmen.
2. Die Verwaltung sei beauftragt, behördlicherseits für einen Friedhof und Kirchenbauplatz zu sorgen.

Aus diesem ist doch bereits anzunehmen, dass die grosse Zahl der Bürger für eine alleinige Kirche gestimmt ist.

Den 30. März 1872

Von meiner frühen Jugend an waren mir Lesen, Schreiben und Gesang eine Liebingsache, und diese sind mir trotz mancherlei Stürmen, die ich in meinem Leben durchzumachen hatte, immer so ziemlich gleich geblieben, ja, ich dürfte fast sagen, bisweilen bereits zur Leidenschaft geworden. Denn manchmal habe ich mich mit dem einten oder andern beschäftigt, während ich diese Zeit füglich hätte zur Arbeit verwenden können. (Anm. Hobby während der Arbeitszeit).

Zugleich war ich auch stets ein Freund der geselligen Unterhaltung, sowohl in Privathäusern als bei einem Glas Wein. Infolgedessen bin ich auch lange Mitglied von Gesangs- und andern Vereinen gewesen, und ich darf wohl mit Recht sagen, alles dies hat mir in manchen Vorkommenheiten meines Lebens mehr Nutzen als Schaden gebracht, obwohl ich manche Stunde Arbeit damit versäumte und manchen schönen Taler für Schriften und Bücher ausgab.

Dessen ungeachtet aber habe ich mich und die Meinigen bis anhin ehrlich und redlich durchgebracht, und ich hoffe es auch später tun zu können.

Nachdem aber schon vor manchen Jahren mein "Stimmsack" einen Riss bekommen hat, oder besser gesagt, meine Stimme und der Atem zum Singen nicht mehr geeignet sind, habe ich mich, versteht sich, dessen gern oder ungern entschlagen müssen. Dagegen aber bin ich noch jetzt Mitglied einer Lese- und Unterhaltungsgesellschaft, welche schon seit Jahren in hier besteht, und ich habe gegen die Entrichtung von monatlich 30 Rappen mehr als genügend Lesestoff für mich erhalten. Ich kann mich zweimal wöchentlich gemütlich unterhalten, gewöhnlich über mehr oder weniger wichtige Tagesfragen. Im einten oder andern ist auch für einen Alten noch manches zu erfahren, was ihm noch von etwelchem Nutzen sein kann, und ich muss meinerseits nur bedauern, dass sich so wenig Junge dieser Gesellschaft anschliessen, indem hier doch grössere Vorteile zu finden wären als beim Jassen. Ja nun, es ist ja Freiheit im Lande! Ein jeder tue, was ihm beliebt, so dass er es später nicht zu bereuen hat!

Jedermann hat seine eigenen Freuden, und niemand lässt sich so ganz leicht von den seinigen abwendig machen und begibt sich zu denjenigen anderer Leute, und so auch ich nicht. Denn schon manchmal ist daran gearbeitet worden, mich von den vorhin genannten Liebingsachen abwendig zu machen, weil doch Zeit und Geld verloren gehe. Aber es hat bis anhin wenig genützt, denn so lange es mir Gehör und Gesicht noch irgendwie gestatten, wird dies schwerlich geschehen.

Den 3. Juli 1872 Durch ein Wirtshausgespräch über frühere und jetzige Zustände und Verhältnisse, namentlich im Schulwesen, kam ich seiner Zeit auf den Gedanken, aus den mir zu Gebote stehenden Schriften und Protokollen in geordneten Auszügen die bemerkenswertesten Begebenheiten unserer evang. Schule zusammenzutragen und so für mich eine Art Schulgeschichte zu verfassen. Gedacht, getan. Ich nahm also die seit Jahren im Dunkeln gelegenen und teilweise auch vergilbten Papiere und sehr unleserlich geschriebenen Sachen wieder ans Tageslicht, durchblätterte und las so in freien Stunden, meistens an rauhen Sonntagen, wenn die Witterung zur Kirche oder für einen Spaziergang nicht so ganz angenehm war, und notierte, was mir nötig schien. Jedoch bald genug kam ich zur Einsicht, dass dies eine ziemliche Arbeit gebe und weit mehr Mühe und Zeit erfordere, als ich mir anfänglich vorgestellt hatte. Allein, gerade so von vornherein die Sache als unmöglich halten konnte ich doch nicht, obwohl mir dadurch gar kein Verdienst in Aussicht stand und noch andere Hindernisse in den Weg traten. Ich liess mich nicht abwendig machen und setzte die einmal begonnene Arbeit in angedeuteter Weise allmählich fort. Aber die Sache ging freilich nicht "per Telegraf", sondern so ziemlich "den Schneckengang", indem ich doch 15 kleinere und grössere Protokolle und mehrere Dutzend Schriften durchsuchen und durchlesen musste, so dass ich erst nach Verfluss von etwa zwei Jahren diese Arbeit zwar zu meiner Freude, aber gleichwohl nicht so ganz zu meiner Zufriedenheit fertig brachte.

Nach einiger Zeit übergab ich dieselbe unserem verehrten Herrn Pfr. Keller, und dieser fand die Sache doch des Aufhebens wert. Er liess selbige bei den Schulräten und Lehrern zirkulieren, und nun wird mir hiefür Dank und Anerkennung ausgesprochen, und was mich gar sehr erfreute, eine Belohnung von 30.-, sage und schreibe dreissig Franken erkannt, für welche ich auch hiemit meinen verbindlichsten Dank bezeuge.

Ein Pffifferling (Anm. = ein Pappenstiel) das, für so viel Arbeit, meinte jemand, der gewohnt oder gar berechtigt ist, für einen Auszug von etwa einem Quartblatt 50 Rappen zu fordern. Jawohl, aber unsereins kann nicht also rechnen, denn diese Arbeit habe ich ohne Auftrag aus eigenem, freien Willen und nur für mich gemacht, und sie ist noch jetzt mein Eigentum. Daher konnte ich auch begreiflich keinen Lohn verlangen. Dem Schulrat aber eine Abschrift hievon zu machen, ist in einigen

Tagen auch möglich, und dann sind 30 Fr. für mich ein grosser Verdienst. Darum nochmals meine Freude und mein Dank.

Den 17. November 1872

Nachdem nun unsere evang. Friedhofangelegenheit seit beinahe drei Jahren zu den Traktanden der Vorsteher und der Gemeinde gehörte, ist nun dieselbe, trotz heftiger Gegenwehr der "königlichen Garde", unter dem Kommando seiner Majestät höchst eigener Person, mit Anwendung aller ordonnanz- und unordonnanzmässigen Waffen, Hinter- und Vorderlader, mit und ohne Stecher, heute endlich zum Abschluss gekommen, indem die Bürgerversammlung nach zweistündigem Kampf und bereits angebrochener Nacht den Antrag der Vorsteherschaft, einen Friedhof auf der hintern Steinegg zu erstellen, mit grosser Mehrheit angenommen hat.

Die Gesamtkosten desselben sind auf 8'700.- veranschlagt und sollen in drei Jahren gedeckt werden. Gleichzeitig wurde auch der Pfarrgehalt von 2'100.- auf 2'500.- erhöht und schliesslich die Vorsteherschaft nochmals beauftragt, für einen Kirchenbauplatz zu sorgen. (Anm. Am 12. April 1861 erwähnt J.J.B., dass der Pfarrlohn 1'200.- bis 1'500.- betrage. Er schreibt: "Seit einiger Zeit grassiert in unserem lieben Toggenburg nicht bloss unter der arbeitenden und armen Klasse, sondern ganz vornehmlich bei dem geistlichen Stande eine recht bösartige Krankheit, nämlich das Geldfieber, denn hie und da ist einer dieser "Genügsamkeitsprediger" mit dem Wahne behaftet, er könne mit 1'200.- bis 1'500.- oder noch mehr jährlichem Geld, und dazu noch vielerlei Trinkgeldern, Sporteln oder wie die Dinge heissen, sein standesgemässes Auskommen nicht mehr finden, und gibt sich alle Mühe, eine Verbesserung desselben zu erhalten. Unsereinem, der mit kaum halb soviel sich begnügen muss und davon noch manche bedeutende Ausgabe zu bestreiten hat, von denen ein Pfarrer gänzlich befreit ist, kommt es geradezu unbegreiflich vor")

Somit ist also die Stimmung der Bürger seit dem 25. Februar unentwegt geblieben. Es geht langsam, aber doch ein wenig vorwärts.

Den 24. Februar 1873

Obwohl ich immer noch der alte Liebhaber von Büchern bin, habe ich in letzter Zeit meinen Austritt aus der hiesigen Lesegesellschaft erklärt, weil mir einesteils meine Augen leider nicht mehr erlauben, mich in jeder müssigen Stunde mit Lesen zu unterhalten, andernteils ist mir der gebotene Lesestoff wirklich zu gross und die Lesezeit zu kurz, als dass ich mich mit dem Gelesenen ganz vertraut machen könnte. Ich werde mich wie früher wieder an eigene Bücher halten, wobei ich dann an keine Zeit gebunden bin. Was die monatlichen Unterhaltungsstunden der Gesellschaft betrifft, so konnte ich denselben seit einiger Zeit auch keinen besondern Geschmack mehr abgewinnen, indem sich diese vielmal um neue religiöse Anschauungen herumdrehten, was mir als einem Alten nicht so ganz "konvenierte" (= passte). Mir genügt die alte, und ich will daher keine neue Religion.

Den 30. März 1873

Nachdem über den Winter so ziemlich Waffenstillstand betreffend die hiesige Friedhofangelegenheit eingetreten ist, so ist letzter Tage die Sache, wie ich hoffe, endgültig abgemacht worden, indem der von den evang. Bürgern mit so grosser Mehrheit für einen alleinigen Friedhof beschlossene Platz auf der hintern Steinegg seiner Zeit von Herrn Bezirksarzt Dr. Mauchle und letzthin von Herrn Landammann Steiger und Herrn Sanitätsrat Dr. Apple untersucht und für zweckmässig erfunden worden ist. Die Genehmigung des Regierungsrates ist eingetroffen, und somit ist der Mehrheit der evang. Bürger billigerweise entsprochen worden. Den Katholiken aber wurde der Befehl erteilt, sich demselben anzuschliessen.

Den 14. April 1873

Wer doch kein Blut und keine Galle hätte, der müsste jetzt endlich einmal warm und wild werden. Das geht doch gewiss "übers Bohnenlied" und ist sicher zum Fluchen eingerichtet.

Die gleichen Herren von St. Gallen, die unsern evang. Kirchhofplatz besichtigt, untersucht, für gut befunden und genehmigt haben, ja die gleichen obrigkeitlichen Männer, die kürzlich den Befehl erteilten, mit dem 4. Juni nächsthin müssten die beiden bisherigen Friedhöfe geschlossen, d.h. niemand mehr in demselben begraben werden, ja diese Herren Landammann und Rat haben sich über alle diese Vorgänge hin auch noch von ----- (Auslassung Brunners) bestimmen oder verleiten lassen, eine nochmalige Konferenz und weitere Untersuchungen zwischen den Evangelischen und Katholiken anzuordnen, was doch ohne Zweifel die Sache wieder hinausschieben wird.

Darob mag vielleicht mancher lachen,
Wenn man keinen neuen Friedhof darf machen,
Und der alte bald muss geschlossen werden,
Wird wohl auch niemand dürfen sterben.

Den 20. März 1874

Schon wieder stehen wir am Vorabend eines politischen Kampfes, welcher aber nicht bloss unsern Kanton, sondern das ganze liebe Schweizerland betrifft. Das Sausen eines herannahenden Sturmes ist recht deutlich und vernehmlich hörbar. Es haben nämlich die Herren Doktoren der löblichen Eidgenossenschaft unterm 31. Jenner in Bern unter viel Mühe und Sorgen, ja mit enormen Kosten, ein Kind zur Welt befördert, welches seither unter dem Namen "Schweizerische Bundesverfassung", mit Empfehlung brüderlicher Auf- und Annahme, in alle Häuser gesandt worden ist. Wenn auch dasselbe oder dieselbe nicht gerade wunderschön und gut genannt werden kann und noch manches anders zu wünschen wäre, so ist selbe doch in vieler Beziehung bedeutend besser als die jetzige vom Jahre 1848, zumal mancher schöne und grosse Grundstein niedergelegt ist, auf welchem später ein wohnliches Haus erstellt werden könnte, unter dessen Schutz sich sicher wieder einige Jahre ganz gemütlich leben liesse.

Dies sind so kurz gefasst die Ansichten der Liberalen. Allein, es gibt eben auch eine Partei, welche gegenteiliger Ansicht ist, an deren Spitze die Kuttenmänner aller Farben: schwarz, braun und gefleckt stehen, welche darin (und zwar nicht ohne Grund) eine Gefährdung ihrer Sonderinteressen wahrnehmen und es nicht verdauen können, dass ihrem Verdammungshandwerk, welches ihnen so manchen guten und grossen Brocken in Mund und Tasche liefert, nun einigermaßen ein Riegel gesteckt werden soll. Daher blasen dieselben aus und mit Leibeskräften in die Lärmtrumpete der Religionsgefahr und ziehen mit Spiess, Schwert und Gift und was sonst helfen könnte gegen das noch unmündige Kind zu Felde, um, wenn immer möglich, demselben vor erreichter Volljährigkeit das Lebenslicht auszublasen, um desto ungehinderter auch in Zukunft das einfältige Volk um sein mitunter sauer erworbenes Geld zu betören und am Narrenseil herumzuführen. Hoffen wir jedoch, die Mehrheit der Bürger werde das Treiben dieser Fühse durchschauen und ihnen nicht unbedingt glauben und gehorchen.

Den 25. April 1874

Vorüber ist der heisse Kampf für Freiheit, Gott und Vaterland,
Die Würfel sind gefallen.
Und Jubel jetzt zu Berg und Tal, zu Stadt und Land, ja überall,
Doch nur bei Liberalen.

..... Schon frühmorgens, den 20. April, brachte der Telegraph die für die Freisinnigen so fröhliche Botschaft

Den 14. Juni 1874

Durch gemeinnützige Männer angeregt, wurde hierorts am 1. März, wie anderwärts schon längst, ein Konsumverein gegründet, der in wenigen Tagen ca. 150 Mitglieder zählte, welche für den Anfang ein Aktienkapital von 5'000.- zeichneten und bald darauf einbezahlten.

Am 1. Juni wurde das Verkaufslokal eröffnet, und der Konsumverein hat in dieser kurzen Zeit wohltuende Wirkung nicht bloss bei den Mitgliedern, sondern für die ganze Gemeinde fertiggebracht, indem sämtliche Herren Bäcker den Brotpreis um 5 Rappen heruntersetzten und auch die andern Lebensmittel und Spezereihändler ihre Waren um 5 bis 16 % billiger als bisher verkauften, was ohne diese Gründung schwerlich geschehen wäre.

Den 30. Juli 1874

Unter diesem Datum beschreibt J.J.B. das eidgenössische Schützenfest in St. Gallen. Als Zeiger fühlt er sich unfähig, weil seine Kräfte nachgelassen haben und weil jetzt nicht mehr mit Vorder- sondern mit schnellfeuernden Hinterladern geschossen wird. Er besuchte das Fest zweimal.

..... Am 2. Sonntag, also am 8. Festtage, ging ich mit meiner Frau, aber diesmal per Eisenbahn dorthin, und mit Vergnügen durchzogen wir wieder Gassen und Plätze der Stadt.....

.... Am Nachmittag konnte ich's nicht mehr übers Herz bringen, setzte meine Gemahlin in eine Kantine, begab mich für eine Stunde zu meinen Kollegen in den Schützenstand und durchzog denselben seiner ganzen Länge nach

..... Dies waren mir zwei freudige und vergnügte Tage, an die ich mich mein Lebtag erinnern werde. Zwar waren sie nicht vergebens (Anm. ohne Kosten), aber alle Rappen wert, denn von den vier

eidgenössischen Schiessen, die ich besucht habe, war dies in jeder Beziehung das schönste und grossartigste - und für mich sehr wahrscheinlich das letzte.

Den 30. Dezember 1874

Welch ein herber, harter Schlag
Traf mich heut' an diesem Tag!
Meine Frau, ach, ist gestorben,
Ein traurig Schicksal mir geworden!
Zärtlich hat sie mich geliebt,
Darum bin ich jetzt betrübt.
Ja, ich sag's mit einem Wort:
Stets treu hat sie für mich gesorgt.
Eine brave Frau jetzt missen,
Was das ist, werd' ich wohl wissen,
Hab ich's ja in jüngern Jahren
Schmerzlich genug auch schon erfahren.
Im Alter wird's kaum besser gehn,
Das kann man ohne Brille sehn.
Zwar hab ich nur für mich zu sorgen,
Denn meine Kinder sind geborgen.
Und etwas besser auch mit Geld
Wär ich jetzt als damals bestellt.
Aber leider Alters-Schwächen,
Und noch körperliche Gebrechen
Werden mir die schweren Sachen
Sicherlich nicht leichter machen.
Meines Lebens schönste Tage
Werd' ich wohl am Rücken haben.
Doch diesfalls bin ich unverdrossen,
Hab ich manche auch genossen.
Ob jetzt Trauer mich umhüllt,
Wehmut auch mein Herz erfüllt,
Und ich jetzt wie verlassen bin,
Geb ich mich doch der Hoffnung hin,
Es können nach der Trübsal Tagen
Mir wieder Freudenstunden schlagen.
So schlafe wohl, Geliebte mein,
In deinem stillen Kämmerlein.
Du bist nun zur Ruh gekommen,
Allen Schmerzen jetzt entronnen.
In Liebe werd ich dein gedenken
Geduldig auch im Leiden sein,
Bis Gott auch mir wird Ruhe schenken.
Dazu woll' er mir Kraft verleihn.

Die letzten Lebens- und Sterbensumstände sind folgende gewesen:

Nachdem sich die Verewigte stets einer guten Gesundheit zu erfreuen hatte, wurde sie vor etwa drei Jahren von einem Schulbuben mit seinem Schlitten zu Boden gerannt, wobei sie einen Leistenbruch erhielt, was wir aber in der ersten Zeit nicht dafür halten konnten und erst später erkennen und leider glauben mussten. Jedoch konnte sie ohne besondere Schmerzen ihren Beruf und die Hausgeschäfte ungehindert besorgen. Letzten Herbst aber wurde der Zustand etwas beschwerlicher, und sie verstand sich endlich, ein Band zu tragen. Weil ihr dieses aber in mancher Beziehung hinderlich war, legte sie es nach einigen Wochen wieder bei Seite, besorgte aber gleichwohl allezeit ihre Geschäfte. Am Morgen des 22. Dezembers jedoch stellten sich plötzlich grosse Schmerzen ein, indem der Bruch bedeutend grösser ausgetreten war, was auch ein heftiges Erbrechen zur Folge hatte. Obwohl der Doktor bald bei der Hand war und sich auch täglich ein- bis zweimal äusserlich und innerlich mit kalten und warmen Mitteln bemühte, das Ausgetretene wieder zurückzubringen, wollte es ihm nicht gelingen, denn alle Medizinen und Speisen, die sie zu sich nahm, kamen bald sofort, bald später wieder zurück, was sie begreiflich täglich schwächer machte. Am 9. Tage morgens, nach einer ziemlich ruhigen Nacht, glaubten wir, eine wirkliche Besserung wahrzunehmen, indem alle

Schmerzen ziemlich aufgehört hatten. Allein, sogleich nach Mittag traten diese wieder so fürchterlich auf, wie sie selbst unter dem starken Händedrücker des Doktors unter acht Malen gar nie aufgetreten waren. Nach etwa zwei Stunden hörten diese bereits wieder auf, und ein starkes Frösteln trat sogleich ein, welches bis 5 Uhr dauerte, worauf sie verlangte, allein zu sein, weil sie schlafen möchte und hoffentlich schlafen könne.

Als ich nach einer Stunde wieder an ihr Bett trat, schien mir ihr Angesicht wie schon verblichen. Allein, sie erklärte, dass es ihr ordentlich gehe, bloss das Atmen sei nicht mehr so leicht wie vorhin, was ich selbst auch wahrnahm und daraus leider das baldige Ende erwarten musste. Jedoch verlangte sie noch mit recht deutlicher Sprache eine Nachbarin, die ihr immer die liebste war, aber bald genug war auch diese meiner Ansicht, und in der Zeit von einer halben Stunde schlief sie bereits unvermerkt sanft und still zum bessern Leben ein.

Unsere Ehe dauerte daher nur 5 Jahre, 7 Monate und 5 Tage. Beiläufig gesagt, meine erste Ehe dauerte 5 Jahre, 7 Monate und 28 Tage.

Jetzt ist am Schluss vom Jahr mein Los
Nicht lieblich anzusehen.
Doch will ich nicht ganz hoffnungslos
Ins neue hinübergehen.

Den 26. September 1875

Ohne Hindernisse, d. h. ohne Streit und Zank, jedoch nicht so ganz zu jedermanns Freude (indem die Leichen, je nach den Todesfällen, evangelisch oder katholisch, unter- oder nebeneinander beerdigt werden müssen), ist der neue Friedhof nun endlich erstellt worden, und es darf derselbe wohl mit Recht ein wahrer Garten und eine Zierde des Ortes genannt werden. Er hat einen Flächeninhalt von 52'490 Quadratfuss, und die Kosten belaufen sich auf ca. 25'000.-. Heute ist derselbe unter einer Menge von mehreren 100 Personen aus nah und fern eingeweiht worden. Vom alten Friedhof bei der Kirche, welcher seit 112 Jahren - so nach Angabe vom kath. Pfarrer Beck, der eine treffliche Abschiedsrede hielt - die hiesigen Toten beherbergte, hiess es Abschied nehmen. Unter "Absingung" eines passenden Liedes von etwa 80 "Singern" hiesiger Gemeinde, alle schwarz gekleidet, begab sich die Menge auf die neue, prächtig dekorierte Begräbnisstätte, woselbst Herr Ammann Naef sowie Herr Pfarrer Dönz in gehaltvollen und rührenden Reden die Eröffnung desselben erklärten. Letzterer sprach seinen Wunsch und seine Hoffnung aus, dass der erste Tote, der hier beerdigt werden möge, der "Herr Zwiespalt" (Anm. in der Friedhof-Angelegenheit) sein solle. Nach "Absingung" von zwei Liedern, das letztere hiess: "Wir glauben alle an einen Gott", war dieser feierliche Akt geschlossen. Dabei mag wohl mancher seine eigenen Gefühle gehabt und mit nach Hause genommen haben. Morgen wird das erste katholische Kind auf demselben beerdigt werden.

Den 30. Mai 1876

Wenn sich das alte Sprichwort bestätigt: "Ein kräftiger Mai bringt allerlei", so wird es gewiss ein gutes Jahr geben müssen. Die erste Hälfte war durchwegs nass und kalt. Täglich hatten wir Regen und mehrmals noch Schnee, aber selten einen freundlichen Sonnenblick.

Besserer Laune als das Wetter war die hiesige evang. Bürgerversammlung vom 14. Mai, indem dieselbe in ein und der gleichen Stunde zwei Beschlüsse fasste, welche ihr zur Ehre gereichen. Der erste war die Erstellung eines Turnplatzes beim Schulhaus, deren Kostenvoranschlag ca. 1100.- beträgt. Der zweite betrifft die Erhöhung des Pfarrgehaltes von 2500.- auf 3000.-. (Anm. vergl. 17. November 1872).

Den 25. Juli 1876

..... In diesem Monat waren jetzt 32 Jahre verflossen, seitdem ich als hiesiger Schützenzeiger der Gesellschaft meine Dienste machte. Zwar habe ich damit auch meine Unbeliebigkeiten (Anm. = Unliebsamkeiten) gehabt, aber gewiss weniger als fröhliche und heitere Tage, an die ich mich öfters mit Freuden zurückerinnere.

Auch habe ich jetzt 29 Jahre lang die Stelle des evang. Schulratsschreibers versehen, was mir als Freund der Schule und Liebhaber der Schreiberi ebenfalls vergnügte Zeiten in der Schule und zu Hause bereitete.

In letzter Zeit bin ich in diesen beiden Anstellungen, obwohl ich jetzt bereits 70 Jahre zähle, wieder gewählt oder bestätigt worden, was mir doch den wohlthuenden Beweis leistet, dass man mit meinen diesfallsigen Leistungen zufrieden ist. Ich werde mich daher auch ferner bestreben, so gut als möglich

die Wohlgeogenheit meiner Wähler zu rechtfertigen, denn das einte wie das andere sichern mir zeitweise besseren Verdienst zu als der Webstuhl, aber leider nicht genügend Arbeit. (Anm. so dass er nicht mehr zu weben brauchte.)

Im September 1876

Zur Abwechslung ist wieder einmal ein politischer Sturm von den Pf..... (Anm. Pfaffen) heraufbeschwoen worden, welcher sich gegen ein neu eingeführtes Schulbuch erhebt und Behörden, Vereine und Private ziemlich unsanft berührt, zumal die Stürmer dasselbe als unsittlich und religionsfeindlich bezeichnen. Hingegen finden die Verfasser und mit ihnen eine grosse Zahl Freunde desselben (Anm. des neuen Schulbuches) diese Beschuldigungen und obigen Angaben unrichtig. Sie verteidigen es deshalb mit allen ehrlichen und erlaubten Mitteln. In allen Zeitungen und besonders in eigens verfassten Broschüren und Flugschriften ist für und gegen dasselbe im Überfluss zu lesen, sowie in Wirtschaften nicht selten Unliebiges zu hören ist.

Wir wollen jedoch hoffen, dass dies wenig nützen und der Sturm, ohne das Buch zu zerreißen, sich etwa wieder legen werde, und wenn dann die Religion deshalb untergeht, so steht sie doch sicher auf schlechtem Grund und haltlosem Boden.

Den 1. Januar 1877

Der Jahreswechsel ist für mich wieder nicht so angenehm und erfreulich, denn schon seit einiger Zeit befinde ich mich nicht so ganz wohl. Esslust und Schlaf sind beide recht klein, und das Atmen beschwerlich. Über Schmerzen kann ich nicht klagen. Jedoch geht es mit mir bedeutend rückwärts. Das spüre ich in allen Gliedern und an den Kleidern, aber ärztliche Hilfe hat bisher wenig genützt. Auch meine Gemüthsharmonie ist immer ziemlich verstimmt, sodass ich wenige fröhliche und heitere Stunden habe. Selbst im Wirtshaus, das ich noch bisweilen aufsuche, finde ich selten mir angenehme Unterhaltung, im eigenen Hause (wie ich früher geschrieben) gar keine, ohne (Anm. ausgenommen) wenn ich meine amtlichen Schreibereien ungestört verrichten kann, was aber wenig der Fall ist. Diese Arbeit, wenn sie auch nicht mehr so leicht wie früher ist, macht mir immer noch Freude. Eine andere Freude bleibt mir auch, und ich glaube bis ans Ende, nämlich die Freude, dass ich in den Jahren, wo es mir möglich war, etwas in Reserve legte und nicht viel unnötigen Aufwand machte, sodass ich jetzt in meinem Alter und bei meinem sehr kleinen Verdienst dennoch nicht darben muss, sondern genug und rechte Speise geniessen kann und auch bisweilen ein Glas oder zwei Roten trinken kann, welcher mir, wie ich glaube, besser dient als Medizin vom Doktor. Zwar weiss ich es nicht bestimmt, aber die Zeit wird's lehren. Aber die Hoffnung hab ich doch noch, s'werd wieder besser werden und ich so bald nicht sterben.

Den 30. Juli 1877

Nachdem die hiesige Schützengesellschaft am Kantonschützenfest in Oberuzwil beim Sektionsschiessen den 2. Preis, Fr. 30.- in bar und ein prächtiges Album erobert hat, wurde beschlossen, dass ein jeder Schütze und Zeiger seine Photographie in dasselbe zu liefern habe. Demnach muss auch ich mein Bildnis noch in den alten Tagen machen lassen. Wird eine schöne Figur geben!

Den 20. März 1878

Im letzten Jahr hat der hiesige Konsumverein recht viele und gute Geschäfte und einen Umsatz von ca. 75'000.- gemacht, obwohl der Hauszins, die Belohnung der Kommission und der Angestellten sowie Gratifikation und Anschaffung von Möbeln etc. mehr als 1000.- Ausgaben erforderten und dem Reservefond 600.- zugeteilt wurden. Dessen ungeachtet erhielten die Aktionäre nebst dem statutarischen Zins von 5 % vom eingelegten Kapital noch 6 % Dividenden von der Verkaufssumme, ein Ergebnis, das wahrscheinlich von den wenigsten Mitgliedern erwartet, aber sicher von allen gerne angenommen wurde.

Den 30. Juni 1878

Nachdem mein Sohn in den Ehestand getreten ist und bei mir Wohnung genommen hat, ist meine Einsamkeit so ziemlich beendet (Anm.: Friedrich Brunner, geb. den 28. November 1840, gest. den 20. März 1916), und ich hätte diesfalls wieder ein angenehmeres Leben. Allein meine Gesundheit ist leider immer noch zerrüttet und macht mir vielerlei Beschwerden.

Den 30. Januar 1879 (Anm.: letzte Tagebucheintragung) Nur immer rückwärts geht's mit mir,
 an Körper und an Geist. Ich glaube, bald heisst's mit mir - hinüber ----- abgereist!
 Anm. J.J. Brunner starb am 3. Juni 1879.

M a s s e und M ü n z e n (die in Brunners Tagebuch vorkommen)

1 Viertel	=	4	Vierling	=	15	l
1 Pfund	=	20	Schilling	=	240	Pfennige
1 Gulden (fl.)	=	15	Batzen	=	60	Kreuzer (kr. oder "x")
1 Batzen	=	4	Kreuzer			

1 Schweizer Franken alter Währung (1799) zu 10 Batzen = 1 1/2 Franken neuer Währung (1851)

1 Gulden v. 1851 = 2Fr. 12 Rp. neuer Währung

aus: Appenzeller Geschichte Bd. II S. 663/64 von Walter Schläpfer, hrsg. v. Regierungsrat des Kt. A.R.

Entwicklung des Brotpreises nach J.J.Brunner

(mit Zahlen aus der Original-Handschrift erstellt von Hanspeter Indermaur)

Jahr	Monat	fl.	kr.	kr.	Rp.	Brote zu 5 Pfund, ca. 2.5 kg)
1817	April 6.	1	04	64		
1817	April 17.	1	28	88		fl. = Gulden
1817	Mai 16.	1	32	92		kr. = Kreuzer
1817	Mai 22.	1	44	104		1 fl. = 60 kr.
1817	Mai 29.	1	56	116		
1817	Dez.		36	36		
1819	Okt. ca.		17.5	17.5		(umgerechnet von 4 Pfund zu 14 kr. auf 5 Pfund)
1845	Okt. 5.		28	28		
1846	Juni		33	33		
1846	Juli		27	27		
1846	Nov.		40	40		
1846	Dez.					Lohn für 140 Rigg 2 fl. 8 kr. vermutl. Angabe des Taglohnes
1847	Febr.		44	44		
1847	März		56	56		
1847	Juni 6.		39	39		
1847	Juni 20.		48	48		
1847	Sept.		32	32		
1848	März		24	24		
1848	Apr. 10.					Weblohn 1 fl. 48 kr. pro Woche
1848	Okt.		17	17		
1849	Mai		17	17		
1850	Aug.		23	23		
1851	Dez. 31.					Steuern 6 fl. 30 kr.
1852	Febr.		27	27		
1852	März		31	31		
1852	Okt.		24	24	84	Einführung des Frankens a. 1848 (Angabe Brunners)
1853	Juni				107	
1853	Sept.				117	
1853	Dez.				130	
1854	Juni				165	
1854	Aug.				142	
1854	Okt.				128	
1861	Apr. 12.					Pfarrlohn 1200.-- bis 1500.--
1863	Sept.					Taglohn 1.--
1866	Aug.				97	
1866	Nov.				110	

1867	Dez.	115	
1868	Aug.	100	
1869	Dez.		Weblohn 1.-- pro Tag
1870	Nov.	105	
1871	Okt.	112	
1872	Okt.	23	
1872	Nov.		Pfarrlohn v. 2100.-- pro Jahr auf 2500.--
1875	Febr.	100	
1877	April	122	
1878	Okt.	100	

Das Inhaltsverzeichnis fehlt in diesem Dokument.

Copyright:
Verkehrsverein Degersheim

Hanspeter Indermaur, 2006